Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 145 (1967)

Artikel: Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte : von der Reformation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

Autor: Müller, C.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006910

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

C. A. Müller

Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte

von der Reformation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

C. A. Müller / Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte

Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte

von der Reformation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

von Dr. phil. h. c. C. A. Müller

mit 12 Federzeichnungen des Verfassers
und 14 Kunstdrucktafeln

145. Neujahrsblatt
Herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung
des Guten und Gemeinnützigen

In Kommission bei Helbing & Lichtenhahn, Basel 1967

© Copyright 1967 by Helbing & Lichtenhahn, Verlag, Basel
Druck: Boehm & Co., Basel
Clichés: Cliché Steiner & Co., Basel

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 7

I. Umbruch 9

II. Bäuerliche Bauten des 16. Jahrhunderts 13

III. Bauten des 16. Jahrhunderts 18
- In Liestal und im hinteren Frenketal 18
- Im Tal der vorderen Frenke 23
- Im Ergolztal oberhalb von Liestal 28
- Im Homburgertal 32
- Zwischen Wisenberg und Farnsburg 34
- Nördlich von Farnsburg und Sissacherfluh 38

IV. Ausklingende Gotik in der Umgebung von Basel 42
- Zwischen Birs und Ergolz 49

V. Barocke Bauzeit 54
- Stadtplanung in Arlesheim 55
- Barock im Birsigtal 59
- Barocke Herrenhäuser in und bei Pratteln 63
- Barock im Ergolztal 65
- Barock im Städtchen Liestal 67
- Barock im oberen Baselbiet 73
- Der Ebenrain bei Sissach 83

VI. Klassizismus, Empire und Biedermeier 86
- Klassizismus und Biedermeier im unteren Baselbiet . . . 88
- Einige Bauten der Biedermeierzeit in Liestal 92

VII. Die Entwicklung der Ortschaften im 19. Jahrhundert 97
- Neuer Straßenbau 104
- Kirchenbauten 106
- Die ersten Eisenbahnen. 110
- Neues Wachstum 113

Verzeichnis der Bildtafeln 117

Literatur 118

Ortsregister für das 144. und 145. Neujahrsblatt (1966/1967) . . . 123

Vorwort

Die rasche Entwicklung in wirtschaftlicher Hinsicht und die Vermehrung der Bewohner, welche den Kanton Basel-Land vor unlösbare Probleme stellt, hat auch im Laufe des zu Ende gehenden Jahres verstärkt angehalten. Diese Tatsache verursacht allen, die auf baulichem und heimatpflegerischem Gebiet ein Amt auszuüben haben, vermehrte Pflichten. Kein Wohnort oder Fabrikviertel, kein Baugrund, ja selbst kein Winkel bisher stiller Landschaft, der nicht den Umwandlungswillen der heutigen Zeit verspüren muß! So hat es der Leiter des basellandschaftlichen Amtes für Denkmalpflege und Landschaftsschutz nicht leicht, neben seiner Tätigkeit am Tage abends noch eine Schrift über die Bau- und Siedelungsgeschichte des ihm anvertrauten kleinen und lieben Landes zu verfassen.

Der geneigte Leser möge daher mit dem unter erschwerten Umständen entstandenen zweiten Teil der Schilderung baulicher Denkmäler im Baselbiet so vorliebnehmen, wie er nun vorliegt. Der darin enthaltene Stoff erwies sich als weit reichhaltiger als jener des ersten Teiles, der die Bauten des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit bis zur Reformation behandelte. Er mußte daher in jeder Beziehung gestrafft und gekürzt wiedergegeben werden. Nur bei wichtigen Bauwerken konnten Einzelheiten eine eingehendere Behandlung erfahren. Auf die Vielzahl formschöner Bauernhäuser, wie sie sich oft in schlichter Weise in den Dörfern aufreihen, durfte oft nur kurz verwiesen werden. Nur wenige herrschaftliche Bauwerke, die ihr Entstehen reichen Herrengeschlechtern aus der Stadt verdanken, stechen aus dem Bestand der alten Ortschaften heraus. Daneben aber hat ein bescheidener Wohlstand vom 16. bis zum 19. Jahrhundert eine stattliche Zahl von Wohnhäusern und Ökonomiebauten ermöglicht, die das eigentliche Bild unserer Baselbieter Kleinstädte und Dörfer formte und uns noch immer erfreut.

Leider wird aber heute dieser schlichten Schönheit zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Diese anzuregen und den Landsleuten die Augen für solche Werte, die sich nicht aufdrängen, zu öffnen, möge der Sinn der beiden Neujahrsblätter, die das Thema der Baselbieter Baugeschichte behandeln, und ihre Aufgabe sein.

Wie schon vor einem Jahr, so habe ich auch jetzt wieder zu danken für die tatkräftige Mithilfe, welche mir die Herren der Kommission zum Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemein-

nützigen zuteil werden ließen, sowohl was die Verbesserung mancher Textstellen wie die Auswahl der Illustrationen anbetrifft. Meine Freunde Karl Graf, Dr. Paul Suter und Theo Strübin gaben mir manchen guten Rat, was die Baudenkmäler über und unter dem Boden betrifft. Auch weiteren Freunden zu Stadt und Land bin ich für Angaben und Aufmunterungen zu Dank verpflichtet. Nicht unerwähnt bleiben darf Fräulein Lony Krebs, die mir bereitwillig die Korrekturbogen lesen half. Ohne Freundschaft und Gleichgesinnte wäre das kleine Werk nie zustande gekommen.

C. A. Müller

Liestal und Basel, am Pirminstag, dem 3. November 1966

I. Umbruch

Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich am Oberrhein das Ende des Mittelalters deutlich angekündigt. Das Konzil von Basel (1431–1449) leitete für unsere Gegend eine neue Epoche ein. Auch wenn die von vielen erhoffte Reform scheiterte, so regte es doch denkende Menschen an, sich ernsthaft mit einer Erneuerung des geistigen und religiösen Lebens zu befassen.

Am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts scheint – wenn man das äußere Leben betrachtet – eine große Blütezeit der Kirche eingesetzt zu haben. Die gesamte Bevölkerung machte mit. Noch nie hatten die Baumeister, Bildschnitzer und Maler soviele kirchliche Aufträge auszuführen wie eben jetzt. Wallfahrten nach geheiligten Stätten, allenthalben verkündeter Ablaß von Kirchenstrafen, die Sucht nach dem Besitz von «Heiltümern» (Reliquien) nahmen stetig zu. Kirchen und Kapellen wurden erbaut und mit zahlreichen Altären ausgestattet.

Aber waren dies nicht alles nur äußerliche Erscheinungen? Denn gar bald brach, gemischt mit sozialen Forderungen, gewalttätig und maßlos, das Verlangen nach einer völligen Wandlung der geistigen und sittlichen Zustände durch. Diese Zeit des Umbruchs, der «Renaissance», d. h. Neugeburt, bestimmte etwa hundert Jahre Geistesleben und Politik in Mitteleuropa. Von Italien ausgehend, wollte diese Bewegung nicht nur von der bisherigen Kunst befreien, sondern auch die Lebensart von den bisherigen Fesseln lösen. Aus der Idee des «Humanismus», der den Menschen und die Menschlichkeit über alles stellte, erwuchsen Kräfte, die schließlich die kirchliche Reformation und daneben die soziale Revolution der Bauernkriege auslösten.

Wenn nach den stürmischen Februartagen des Jahres 1529 der Rat von Basel mit der Reformationsordnung vom 1. April die Schaffung eines evangelischen Kirchenwesens an die Hand nahm, so hatte dies zur Folge, daß die bisherige römische Ordnung im Gebiete des kleinen Stadtstaates vollkommen ausgeschaltet war und die Ratsherren neben ihrer weltlichen Gewalt nun auch die kirchliche auszuüben begannen. Schon früher hatte die Regierung gelegentlich bei Mißständen in kirchlichen Institutionen einschreiten müssen. So hatte sich der Rat mit der unerfreulichen Lage, in der sich das Kloster *Schöntal* bei Langenbruck befand, schon lange vor der endgültigen Kirchenreformation zu befassen. Er fand es für notwendig, wegen gewisser Schwächen der dortigen Ordensleute einzugreifen und die Herrschaft an sich zu ziehen. Der Serviten-Orden, dem die klösterliche Niederlassung zugehörte, hatte nicht mehr viel zu sagen. Der Basler Rat

setzte von sich aus Priore, Schaffner und andere Amtswalter ein; im Jahre 1508 gab er der geistlichen Stiftung eine ihm selber genehme Ordnung.

Der kirchliche Betrieb scheint wie bisher weitergegangen zu sein. Am ersten Mai jeden Jahres wurde mit großem Gepränge die Kirchweihe gefeiert und am Tage darauf der Klosterstifter gedacht, nämlich der Grafen von Froburg, Bechburg und Falkenstein. Die Wallfahrten ins Schöntal brachten den Gasthäusern entlang der oberen Hauensteinstraße oft einträglichen Gewinn. Im Jahre 1519 unternahmen die Bürger von Zofingen einen besonders besuchten Bittgang nach dem Schöntal, um die in ihrer Stadt umgehende Pest durch Gebete abzuwenden; auf der Heimkehr erlitten die Wallfahrer bei der Überfahrt über die Aare schweren Schiffbruch, viele ertranken.

Der damals als Prior in Schöntal amtende Mönch Philipp Stier lebte nicht den Ordensregeln gemäß. Er verpraßte klösterliches Gut und wurde deshalb vom Basler Rat gefangen genommen. Da er Besserung versprach, wurde er aus dem Eschemerturm (Aeschenschwibbogen) entlassen, erhielt aber das Priorat in Schöntal nicht mehr zurück.

Unter der Oberaufsicht Basels scheint das Kloster vorerst nicht schlecht gefahren zu sein. Bereits im 15. Jahrhundert war mit der Erneuerung der Gebäulichkeiten begonnen worden; im Mai 1511 wurden der Chor, die Kirche, der Kirchhof und der Kreuzgang neu geweiht.

Am 1. Mai 1525 begann der Tag der Kirchweihe wie üblich. Aber diesmal strömten immer mehr Landsleute der Umgebung herzu. Die Leute unterhielten sich über die üblen Zustände rings im Lande; diese Gespräche setzten viele in immer größere Erregung. Plötzlich geschah es, daß einige in die Klosterräume eindrangen. Bald kam blinde Zerstörungswut über die nachdrängende Menge: Kirche, Kloster und Marienkapelle – alles, was die Räume schmückte, wurde zerschlagen, zerstört. Alles, was in Wertschriften und Abkommen von Steuern und Zehnten sprach, sollte verschwinden und für immer aufgehoben sein. So gingen nicht nur wertvolle Kunstschätze zugrunde, sondern mit ihnen das Kloster Schöntal selbst. Die wenigen Mönche wurden vertrieben; das geistliche Leben erlosch.

Wie in Schöntal, so war es auch mit anderen Klöstern im Jura geschehen: Im Frauenstift zu Olsberg, im Klösterlein Iglingen nahe bei Wintersingen und im Kloster Beinwil hinterm Paßwang im Solothurnischen war es zu schlimmen Zerstörungen gekommen.

Mehrere Priester in der Landschaft Basel wagten seit dem Jahresende 1523 aus ihren Gedanken Taten zu machen. Stephan Stör, der Leutpriester zu *Liestal,* trat mit Zustimmung von Schultheiß und Rat seiner Stadt in den Ehestand. Im gleichen Monat Januar 1525 lag der Pfarrer von *Rothenfluh,*

Johannes Stucki, etliche Wochen im Gefängnis, weil er in seiner Kirche mit den Heiligenbildern aufgeräumt hatte. Und anschließend an die Bauernunruhen verlangte die Gemeinde *Muttenz,* daß die auf ihrem Boden befindlichen Klöster *Engental* und *Rothaus,* die am 3. Mai 1525 verwüstet worden waren, nicht mehr mit Nonnen besetzt würden. Tatsächlich wurde das Rote Haus am Rhein bereits im folgenden August von Basel an den Buchdrucker Ruprecht Winter veräußert.

Noch längere Zeit versuchte der Basler Rat, der altgläubig gesinnt war, die evangelische Bewegung in der Landschaft zu zügeln. Es kam zu scharfen Maßregelungen, so zur Absetzung des Reigoldswiler Pfarrers Georg Battenheimer im Oktober 1527. Aber auf die Dauer ließ sich der alte Zustand nicht halten. Kaum einer der Pfarrer in den baslerischen Ämtern und dem benachbarten bischöflichen Birseck predigte mehr anders als nach dem Evangelium. Das zeigt uns der Hirtenbrief, den Johannes Oekolampad von der Stadt aus im Herbst 1528 an seine Mitbrüder in der Landschaft richtete.

Die Entscheidung führte das Zunftvolk in der Stadt herbei, das sich mit dem Doppelspiel des Rates nicht mehr abfinden mochte. Am 9. Februar 1529 besetzten die Bürger Markt und Zunfthäuser, Tore und Türme. Ohne vorherigen Plan drangen plötzlich bewaffnete Scharen in das Münster ein und zerschlugen Altäre und Bildnereien; der Sturm übertrug sich auch auf die anderen Kirchen der Stadt. Die Bürgerschaft hatte das Alte weggefegt – mit den Kunstwerken gleichzeitig auch die Vormacht der altgläubigen Ratsherren.

Schon bald nach dem Umbruch und der Ausräumung der Kirchen fanden in diesen Gottesdienste in schlichter, aber würdiger Form mit Predigt und Gesang von Psalmen statt. Es war bestimmt nicht leicht, ein Neues zu formen, das Sinn und Inhalt gab. Wie sehr man sich bemühte, das Leben nach dem Evangelium einzurichten, zeigt die «Ordnung», welche am 1. April 1529 von Rat und Bürgerschaft beschlossen wurde. Satz um Satz zeugt von einer großen Schlichtheit und Ehrlichkeit.

Daß nun aber die bisher in reichem Maß geübte Kunst keinen großen Raum im kirchlichen Leben einnehmen konnte, darüber war sich jedermann sogleich klar. Es sollten ja fortan keine Bilder mehr die Kirchen ausschmükken, da mit ihnen Abgötterei getrieben worden sei und sie schon im Alten Testament von Gott verboten worden seien (2. Mose 20, 20; 5. Mose 27, 15). Alles Geld, das bisher zur farbigen Ausschmückung der Gotteshäuser, für Priestergewänder und Goldschmiedearbeiten ausgegeben worden war, sollte nunmehr den bedürftigen Armen, welche die wahren Bilder Gottes seien, zugutekommen und sie mit Trost versehen, wie in der Reformationsordnung im Abschnitt über die Bilder zu lesen ist.

Am 14. April 1529 sandte der Basler Rat diese neue Ordnung den Obervögten auf den Schlössern der Landschaft zu mit dem Befehl, sie strikte durchzuführen. Man kann sich vorstellen, daß nun in den Kirchen, soweit die städtische Hoheit reichte, das Übertünchen der Wände und ihrer Bilder begann, damit das Auge der Kirchenbesucher nicht mehr von Predigt und Bibelwort abgelenkt würde. Auch alles Übrige, das an die alte Glaubensart erinnerte, verschwand entweder jetzt schon oder wurde bei den von der Synode beschlossenen Visitationen der Pfarreien beseitigt.

Die einst so reich mit Altären, Wandbildern, Statuen und dergleichen ausgeschmückten Kulträume mochten nach der Räumung da und dort recht kahl ausgesehen haben. Künstler, die bisher große Aufträge zum Schmuck der Kirchen entgegengenommen und ausgeführt hatten, mußten sehen, wie sie ihr Brot fanden. Viele von ihnen gewannen bald ein neues Betätigungsfeld im Ausgestalten von Häusern der Bürger. Die Begüterten ließen sich gern von einem berühmten Maler konterfeien oder die Wände ihrer Häuser mit fröhlichen Malereien versehen.

Die Gotteshäuser traten bescheiden hinter die bürgerliche Baufreude zurück. Kirchen waren genügend vorhanden, so brauchte man vorerst keine neuen zu bauen. Wo es notwendig war, begnügte man sich mit dem Einfügen einer Empore. Daß aber auch Kanzeln in den ersten Jahrzehnten nach der Reformation neu in die Kirchen kamen, beweist uns das kleine, aus einer Kapelle hervorgegangene Kirchlein von *Titterten*. Dem evangelischen Grundsatz gemäß, daß die Verkündigung des Gotteswortes das erste Anliegen der Kirche sein müsse, ist hier im Bergdörflein eine schlichte Kanzel der einzige alte Schmuck des Raumes. Der untere Abschluß des vieleckigen, hölzernen Korpus weist einen maßwerkähnlichen Fries auf; in einem der Felder findet sich auf kurzem Schriftband das Datum 1537. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in diesem Jahre das Kirchlein St. Martin eine bauliche Erneuerung erfuhr, vielleicht aus den Steinen eines weit älteren, das im Burgareal des Hügels «Chappele» gestanden hatte und dort von den Mönchen des Klosters Schöntal betreut worden war.

Durch die Reformation war die alte Beziehung von Titterten zum Kloster am Hauenstein-Paß aufgehoben worden. Der Rat von Basel schloß das Dörflein Titterten der großen Talgemeinde St. Peter an, weshalb bis ins 18. Jahrhundert hinein der Pfarrer, der zu Waldenburg saß, hier oben die Seelsorge ausübte. Wenn Daniel Bruckner im Jahre 1755 berichtet, daß auf dem Burghügel über dem Dorfe Titterten, welchen die alten Leute «Käppelein oder zur Heiden-Kirche genennt», des öftern Gräber und Totengerippe gefunden worden, so zeigt dies, daß neben einer Schloßkapelle ein Friedhof angelegt worden war. Doch schon seit der Reformations-

zeit lag dieser Gottesacker rings um das Kirchlein, das wir heute noch sehen, nämlich seitlich neben den Häusern des Orts. Auch wenn den Toten im letzten Jahrhundert ein Ruheort außerhalb des Dorfes bereitet worden ist, hat sich doch der Name «Totengäßli» für einen Durchgang zwischen Dorfstraße und Kirchlein erhalten.

II. Bäuerliche Bauten des 16. Jahrhunderts

Wenn nun während der ersten fünfzig Jahre nach der Reformation kaum irgendwo im kleinen Staatsgebiet von Basel ein kirchlicher Bau ausgeführt wurde – mit Ausnahme vielleicht von Titterten –, so zeigte sich aber auf anderem Gebiet ein spürbarer Aufschwung. Das bürgerliche Leben hatte im Verlauf des 16. Jahrhunderts dank der wirtschaftlichen Blüte einen gewissen Wohlstand erreicht. Daß die Reformationsordnung vom 1. April 1529 sich ernsthaft für die Verbesserung des Schulwesens aussprach und eine solche von den Behörden sogleich an die Hand genommen wurde, hatte zur Folge, daß das geistige Leben neue Impulse erhielt. Die Bevölkerung in Stadt und Land vermehrte sich und benötigte neuen Wohn- und Betätigungsraum. Dadurch erfuhr die Bautätigkeit neue Belebung.

Neben der bisher geübten Bauweise in Holz, die wir uns wie im Elsaß in Riegelbau vorstellen dürfen, kam mehr und mehr der reine Steinbau auf. Hiezu trugen vor allem die baulichen Vorschriften der baslerischen Behörden bei, welche die bisher häufigen Brände verhüten wollten. Neben den gesetzlichen Vorschriften ging aber das Verlangen einher, die Ortschaften auch in ihrem Aussehen zu verbessern und teilweise neu zu gestalten. Bisher hatte jeder Baulustige seine Behausung mit Ställen und Scheunen ziemlich bedenkenlos und ohne weitere Rücksichten, einzig von den jeweiligen Bräuchen und Möglichkeiten im Bauen geleitet, an die Wege gestellt. Im Jahre 1536 nun gab die Basler Behörde erstmals die Vorschrift heraus, die «Hüser einanderen nach schnurschlecht vnnd nit mer eins für das ander, wie bisher beschehen», zu erbauen. Bisher bestanden also zwischen den einzelnen Häusern kleine Lücken, so wie wir dies noch in alten elsässischen und schwäbischen Städtchen beobachten können; fortan nun hatten auf baslerischem Boden die Häuser an einer «Brandmauer» aneinanderzustoßen, die aber nicht – wie dies im Kanton Schaffhausen vor allem üblich war – als Staffelgiebel über das Dach hinausreichte, sondern nur bis zum First und der Ziegelhaut geführt wurde. Die Ziegel allerdings – und das war dann die Basler Eigenart – wurden meistens in den Mörtel hinein verlegt.

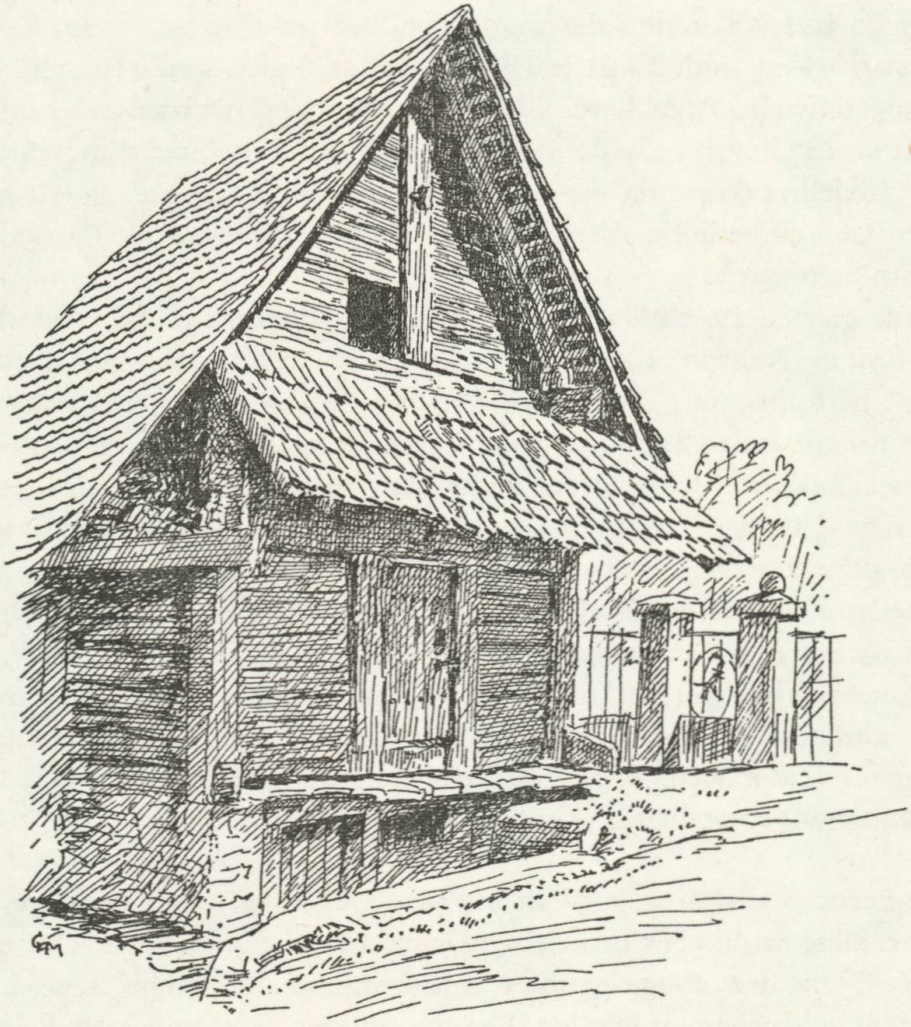
Die Aneinander-Reihung der Häuser war vorerst für die Stadt gedacht gewesen. Bald aber griff sie auch auf die Dörfer der Landschaft über und schuf dort jene Gebäudefluchten, welche für die Baselbieter Ortschaften charakteristisch sind. Natürlich konnten in jenen Zeiten, da es keine genauen geometrischen Abmessungen der Parzellen gab und auch die Handwerker meist ohne Pläne arbeiteten, nicht alle Vor- und Rücksprünge der Häuserfluchten ausgemerzt werden. Das wollte man offenbar gar nicht; denn wie bequem war es doch, durch ein kleines Guckfenster am vorstehenden Giebel das Treiben auf der Dorfgasse überblicken zu können. Zudem bildeten die Hausfronten kleine verschobene, dreieckige Vorplätze, auf denen oft genug die Miststöcke angelegt wurden. Als Beispiel für solche malerische Staffelungen können wir etwa die von der Kirche von *Muttenz* ausstrahlenden Gassen erwähnen. In einem Haus der gegen Norden zielenden Gasse treffen wir hier noch eine spitzbogige Stalltür an, die an die frühen Zeiten erinnert, da hölzerne Stallwände durch steinerne ersetzt wurden. Besonders eindrucksvoll ist das Bild der breiten Dorfgasse von *Itingen,* die mit ihrer natürlichen Gestaltungskraft der Fronten weit und breit ihresgleichen sucht.

Dieses Aneinanderfügen der Häuser bedingte natürlich, daß die Traufseiten gegen die Straße gerichtet wurden. Das machte nun den Hauptunterschied gegenüber dem Sundgauer Bauernhaus aus, das bis in die südliche Nachbarschaft von Basel den Giebel gegen die Dorfgasse stellte. Eine weitere Folge dieser Bauweise war, daß auch die Walmdächer, die nach allen Seiten abgeschrägt sind und aus den alten Strohdachhäusern herstammen, unmöglich wurden. Auf allen Zeichnungen, die der Basler Geometer Georg Friedrich Meyer (1645–1693) von den Dörfern des Baselbiets anfertigte und seinem «Feldbuch» einverleibte, treffen wir neben den steinernen, hochgiebligen Häusern auch zahlreiche Bauten mit vierseitigen Walmen an, die deutlich auf die Strohdeckung hinweisen. Die letztere ging bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts im Bestand nicht so rasch zurück, wie wir dies erwarten könnten. Noch Emanuel Büchel (1705–1775), der berühmte Darsteller unserer Ortschaften und Burgen, konnte in vielen Dörfern des Baselbiets solche urtümliche bäuerliche Bauten feststellen. Die Strohdächer waren ihm besonders wichtig, da er sie oft mit einem «s» bezeichnete.

Von dieser aus dem Mittelalter stammenden Bauweise ist im Baselbiet nicht mehr viel erhalten geblieben. Die nach der Reformation einsetzende wirtschaftliche Blüte, die das zur Rheinstadt gehörige Gebiet im Gegensatz etwa zum solothurnischen Schwarzbubenland, zum österreichischen Fricktal oder zum bischöflich-baslerischen Untertanenland durch einen gewissen

Wohlstand heraushob, war schuld daran, daß manches hier eher verschwand als in der eben genannten Nachbarschaft.

Nur *ein* Beispiel für die frühere Bauweise hat sich merkwürdigerweise erhalten. Es ist ein Haus am südlichen Rande des Dorfes *Buus,* das bisher wohl den wenigsten Heimatfreunden aufgefallen ist. Wer vom Rickenbacher Sattel – der «Buuseregg» – dem Rebdorf näherkommt, wird vor sich eine unscheinbare Hauswand sehen, die nichts Besonderes vermuten läßt. Die Wand gehört einer jetzt stark vernachlässigten Scheune an, in deren Innern zwei alte Ständer im Gebälk hochaufragen und den First tragen; von diesen fallen die vier Walmseiten herab wie einst, als sie noch mit Stroh bedeckt waren und nicht mit Ziegeln wie heute. Der Bau ist «kunsthistorisch» völlig unansehnlich, und in der badischen Nachbarschaft,



Speicher in Zunzgen

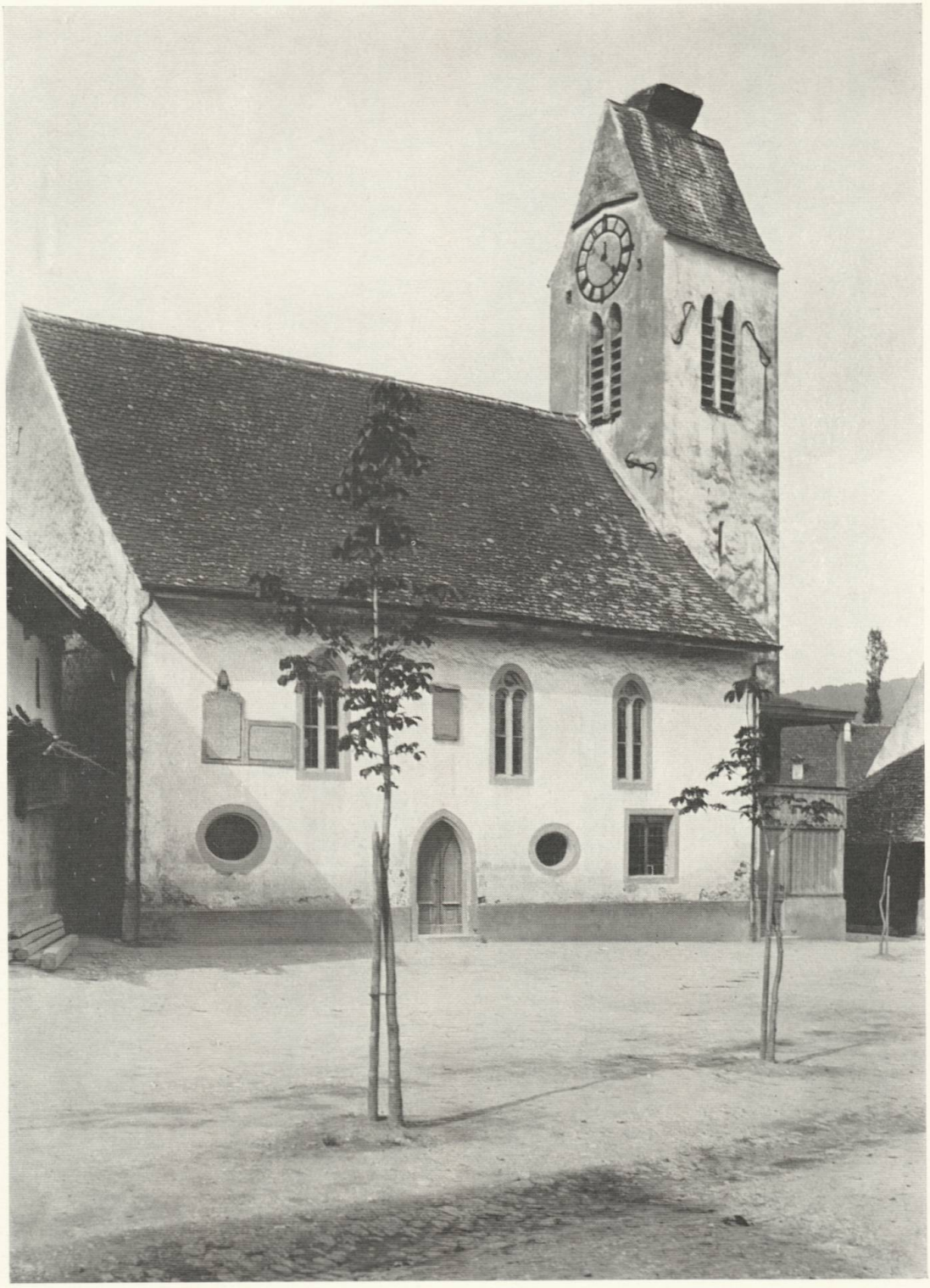
vor allem im Hotzenwald, mag es noch manche volkskundlich wertvollere Beispiele geben. Aber für das Baselbiet ist er einzigartig und erinnert an die Bauweise der Vorfahren.

Die altehrwürdige Holzbauweise ist nur noch an verschwindend wenigen Orten des Baselbietes anzutreffen. Am Anfang der Bärenwilerstraße in *Langenbruck* hat sich ein Nebenbau in Holz erhalten, der eine angehängte Laube besitzt. Diese *Lauben* sind es, welche dem Baselbiet noch bis ins 19. Jahrhundert lieb und wert geblieben sind und die in einfacher Holzkonstruktion meist an die Rückseiten der Häuser, d.h. an die von der Straße abgekehrte Traufseite angehängt wurden. Da und dort treffen wir noch Stallwände an, die bis an den Boden hinab aus Brettern bestehen. Da aber heute auch Ställe und Scheunen in den Dörfern rasch verschwinden, wird es nicht mehr lange dauern und man kann nirgends mehr auf Holzwände stoßen.

Um so wertvoller sind die wenigen hölzernen *Speicher,* die im Baselbiet noch vorhanden sind. Einst müssen sie so zahlreich gewesen sein wie in der Innerschweiz. Aber bereits im 18. Jahrhundert wurden sie zum Aussterben verurteilt; sonst hätte nämlich Emanuel Büchel nicht im Jahre 1752 ein solch kleines Bauwerk, das er bei Läufelfingen entdeckte, eigens seinem Skizzenbuch einverleibt. Allerdings besaß dieser Speicher als Besonderheit noch ein Strohdach.

Vom ganzen Bestand solcher Holzbauten hatten sich bis vor kurzem ganze fünf im Kanton erhalten; jetzt sind es leider nur noch vier. Das Dorf *Zunzgen* hatte bis 1965 drei solche Speicher besessen. Der eine von diesen, der vom kantonalen Denkmal- und Heimatschutz zur Renovation vorgesehen war, existiert leider nicht mehr. Am verschwundenen Speicher war abzulesen, daß die Strickbauweise auch im Baselbiet angewendet wurde, nicht anders wie in den Alpentälern. Der zweite Holzbau in Zunzgen erinnert recht deutlich an ähnliche Kleinbauten im Oberwallis. Nicht viel anders ist der dritte im gleichen Dorf, und so auch jener in *Bennwil,* der – vor kurzem abgebrochen und von seinen Anbauten befreit – nun an einem anderen Ort wieder aufgestellt werden soll. Am Südrand des Baselbietes findet sich in *Bärenwil* ein weiterer Speicher; etwas von der Landstraße zurückstehend, achtet ihn kaum jemand, der ihn nicht eigens sucht.

Steinerne Speicher gibt es in unseren Gegenden noch mehrere, doch gehören diese wohl eher erst dem 17. und 18. Jahrhundert an. Der eine in *Bubendorf,* an der abzweigenden Seltisbergerstraße, steht neuestens in Gefahr, abgebrochen zu werden. Der am unteren Dorfende von *Rothenfluh,* der mit einem Weinkeller ausgestattet war, ist leider schon verschwunden.



1 Kirche in Frenkendorf

2 Dachaufbau eines gotischen Hintergebäudes in Liestal

Während im oberen Baselbiet die Holzbauweise bis ins 16. und 17. Jahrhundert gang und gäbe war, wurde in den unteren Landschaften, im Birseck und im Leimental, wo nur die Dörfer Binningen, Bottmingen, Biel, Benken und Münchenstein stadtbaslerisch, die übrigen bischöflich-baslerisch waren, der *Riegelbau* bevorzugt. Und dies bis in das beginnende 19. Jahrhundert hinein. Der Einfluß vom Sundgau her war deutlich spürbar und auch begreiflich, denn dieser Gau reichte im Mittelalter bis an die Birs. Aber seine Bauweise überschritt den Fluß mehrfach. So finden wir in Arlesheim, Münchenstein, Muttenz und Pratteln manche, allerdings meist verputzte Wohn- und Stallteile. Ja auch im Ergolztal und in seinen weit in den Kettenjura hineinreichenden Seitentälern stoßen wir hin und wieder auf malerisches Riegelwerk. Ein gutes Beispiel besitzt das kleine Bergdorf *Titterten,* wo im «Totengäßlein», dem Durchgang zum Martinskirchlein und einstigen Gottesacker, ein kleiner Anbau mit Riegelgeschoß auffällt.

Das wohl eindrücklichste Fachwerkhaus in unserer Landschaft steht in *Bottmingen,* einem Dorf, das leider mehr und mehr Vorstadtcharakter annimmt. Von der ostwärts in das Bruderholz-Hügelland ansteigenden Dorfstraße her ist zwar nur die schmale Traufseite des Wohnteils sichtbar. Aber wer sich die Mühe nimmt, zwischen den Zäunen durch auf die Rückseite der südlichen Häuserzeile zu gelangen, wird erstaunt sein, welch hochaufragenden Spitzgiebel das vernachläßigte Haus aufweist. Diese Giebelseite stellt eine der prächtigsten Riegelbauten der Nordwestschweiz dar, selbst *Allschwil* inbegriffen.

Dieses Dorf weist die meisten Riegelbauten im Kanton Basel-Land auf. Nicht nur an der Hauptstraße, die gegen Basel hin zielt, reihen sie sich in großer Zahl auf, sondern wir treffen prächtige große und auch kleinere Häuser dieser Art an allen vom Dorfplatz ausstrahlenden Gassen an. Fast immer wenden sie die Giebelseite der Straße zu, manche tragen Lauben an ihren Traufseiten, viele werden von Dächern bedeckt, die einen «Krüppelwalm» aufweisen, d.h. den oberen Ansatz einer Dachschräge, welche die Spitze des Giebels abschneidet, eine im ganzen Elsaß übliche Dachform. Da ist die alte Schmiede am Anfang der Neuweilerstraße, gegenüber dem Aufgang zur Dorfkirche, da ist am gleichen Straßenzug weiter oben das Haus Nr. 5, ein stattliches Herrenhaus, das beweist, daß auch die Häuser der Begüterten in Riegelwerk erstellt wurden.

Die meisten dieser Riegelhäuser entstammen erst der Barockzeit. Allschwil hat wie die übrigen Dörfer des Fürstbistums Basel im Dreißigjährigen Krieg schwer gelitten und mußte wohl nach 1648 größtenteils neu aufgeführt werden. Eher wird in den stadtbaslerischen Ortschaften da und dort ein Riegelbau dem 16. Jahrhundert angehören.

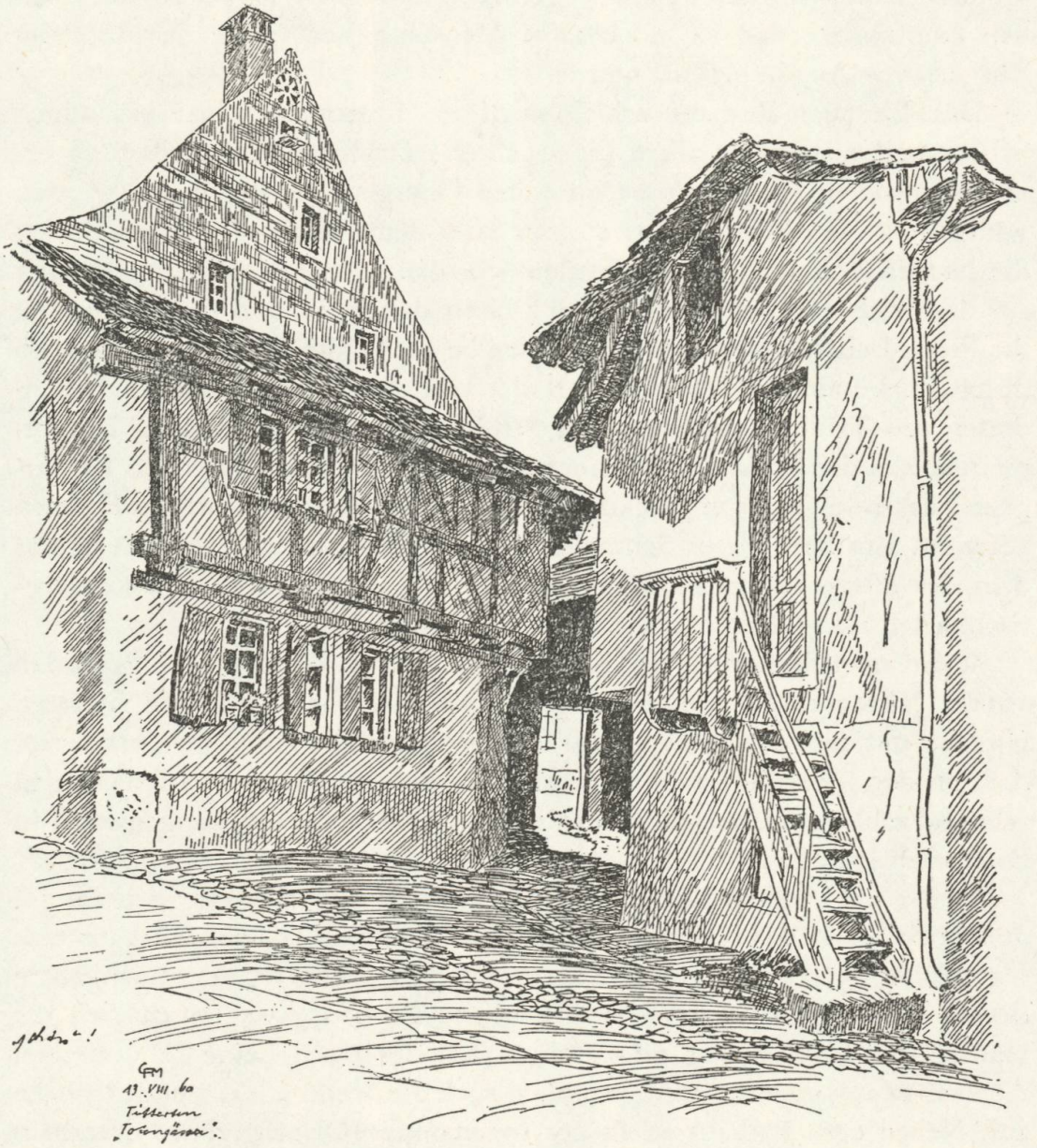
III. Bauten des 16. Jahrhunderts

In Liestal und im hinteren Frenketal

Der Humanismus und die Befreiung des religiösen und künstlerisch veranlagten Menschen von mancherlei engen Schranken lösten eine Welle von Baufreudigkeit und schöpferischem Wirken aus, wie wir es uns heute kaum mehr vorstellen können. Wie viele der öffentlichen Bauten bekamen es in den Reichsstädten, so auch in Basel, zu spüren, daß nun die Kirchen nicht mehr mit Altären ausgeschmückt wurden, sondern alles dem bürgerlichen Aufwand zugute kam. Noch vor der Reformation war am Basler Kornmarkt mit dem Bau eines neuen Rathauses begonnen worden. Die Innen-Einrichtung wurde im ganzen Verlauf des 16. Jahrhunderts aufs beste ergänzt und vermehrt, sowohl durch Malereien an den Wänden, wie durch farbige Glasscheiben in den Fenstern, durch prachtvolle Möbelstücke und anderes mehr. Auch Korn-, Salz- und andere Kauf- und Lagerhäuser der städtischen Vorsorge und Verwaltung sowie das Zeughaus bekamen im 16. Jahrhundert bedeutsame und stattliche Bauten, die bis ins 19. Jahrhundert hinein der bürgerlichen Stadt ihr Gesicht gaben.

Was in der Hauptstadt des kleinen Staates am Rheinknie im öffentlichen Bauwesen vor sich ging, das wiederholte sich auch in der zweiten Stadt des Ländchens, nämlich in *Liestal*. Hier wurde im Jahre 1568 ein neues Rathaus erbaut. Es steht in der Reihe der Bürgerhäuser, bescheiden im Format wie die anderen, viergeschossig, wie sie schlank in die Höhe strebend. Nur durch die höheren Räume bedingt, zieht sich das abschließende Dachgesims zwischen den beiden Brandmauern in einer überragenden Höhe durch. Staffelgiebel fassen das steil ansteigende Dach ein. Verglichen mit der Fassade des Basler Rathauses erscheint jene des ursprünglichen Ratssitzes der Stadt Liestal schlanker und höher. Doch das Erdgeschoß, in dem sich in Basel wie in Liestal drei Bogen öffnen, ist in der Rheinstadt beträchtlich höher, da hier die Spitzbogen sich weiter öffnen als die bescheidenen Rundbogen in Liestal. Das erste Obergeschoß besitzt in Liestal zwei aneinandergereihte Fenstergruppen von je zwei erhöhten Mittelteilen, während in Basel sechs dreiteilige Fenstergruppen die Fassade ins Breite ziehen, an beiden Orten stehen die Fenster auf einem durchgehenden Gesims. Was nun das Liestaler Rathaus vor dem Basler auszeichnet, ist das zweite Obergeschoß, das die Aufteilung des ersten Stockes wiederholt. Im dritten Geschoß des Liestaler Baues erscheinen dann wie in Basel die einzelstehenden «Kreuzstöcke», doch nur drei, der schmäleren Fassade gemäß, während in Basel vier vorkommen, zwischen deren beiden mittleren sich die prachtvoll

ausgeschmückte Uhr mit dem «Wäppner», d.h. dem Bannerträger als hochgehobener Mittelpunkt der ganzen Fassade präsentiert. Bescheiden schließt die Liestaler Fassade nach oben mit einem weit vorspringenden Gesims, im Gegensatz zu dem wundervollen auf reichen Konsolen ruhenden Zinnenkranz in Basel. Statt des goldenen Basler Dachreiters begnügte sich Liestal mit einem türmchenartigen Dachfenster, wenig über dem Dachgesims aus der Schräge herausschauend. Daß auch in Liestal die Fassade mit Malereien versehen wurde, ist für jene Zeit selbstverständlich.



Totengäßlein in Titterten

Sie stammen aus dem Jahre 1590 und stellen die Geschichte des Königs Zaleukos aus Lokris in Griechenland dar. Dieser hatte auf den Ehebruch die Strafe der Blendung gesetzt. Als nun unerwarteterweise sein Sohn auf solcher Tat ertappt wurde, sollte er solche Strafe erleiden. Den Verdiensten des Vaters zuliebe wollten die Bürger von Lokri dem Sohne die Strafe erlassen. Aus Rechtssinn wollte der König erst nicht darauf eingehen; schließlich aber ließ er sich dazu herbei, daß dem Sohn nur ein Auge, ihm selber aber das andere ausgestochen wurde. Diese Sage eines gerechten Herrschers hatte Hans Holbein bereits im Jahre 1521 an eine Wand des hinteren Hofes im Basler Rathaus gemalt. Sie wurde offenbar so eindrücklich empfunden, daß sie noch zwei Menschenalter später den Liestaler Bürgern vor Augen geführt wurde.

Das Liestaler Rathaus erhielt auch im Innern manchen prächtigen Schmuck. So sind vor allem die leuchtend farbigen Glasscheiben zu erwähnen, welche die Ratsstube im ersten Obergeschoß zieren. Sie wurden von Bürgern der kleinen, aber stolzen Stadt dem Gemeinwesen geschenkt; die Namen und Wappen zeigen deutlich, daß auch hochgestellte Männer aus Basel sich mit Liestal verbunden fühlten, daß im 16. und 17. Jahrhundert die Freundschaft zwischen den Familien beider Städte blühte und sich auch durch Ehebünde fest erwies. Ein Büffet von 1607 barg während Jahrhunderten die Trinkschale, die Heini Strübin, der spätere Liestaler Bürgermeister, aus der Schlacht bei Nancy heimbrachte und die in ihrem Bechergrund das Bildnis des unglücklichen Burgunder Herzogs Karl des Kühnen aufweist. Ein besonderes Schmuckstück, auf das Liestal stolz ist und aus dem des öftern illustren Gästen ein Tropfen aus den Rebbergen am benachbarten Hang kredenzt wird.

Wenn man die Größe des Rathauses in Liestal – das allerdings in den 1930er Jahren eine Erweiterung gaßaufwärts erfuhr – in ihrem früheren Umfang mit dem der großen Stadt Basel vergleicht, so muß man erkennen, daß, an der Einwohnerzahl von damals gemessen, die 1500 Liestaler den zehnmal zahlreicheren Stadtbaslern gegenüber sich mehr als angemessen in Baukosten stürzten.

In der im Umfang bescheidenen Kleinstadt Liestal zeigte sich im 16. und noch bis in das nächste Jahrhundert hinein außer beim Rathaus eine rege Bautätigkeit der Bürger und Einsaßen. An der breiten, in gemächlichem Bogen ansteigenden Markt- und heutigen Rathausgasse reihen sich die Häuser der Handwerker und kleinen Krämer noch heute in gotischen Ausmaßen auf, aber nur wenige weisen auch die Merkmale dieser Stilepoche auf. Neben dem Rathaus sticht der sogenannte «Olsbergerhof» unterhalb des Sitzes der bürgerlichen Behörden aus den übrigen Bauten heraus, ein

stattlicher, viergeschossiger Bau mit vielfach gekuppelten gotischen Reihenfenstern; auf dem Sturz des einen lesen wir die Jahreszahl 1571, was beweist, daß die Basler Landschaft sich in jenen Jahren guter Bauhandwerker erfreute. Der Durchgang neben diesem Olsbergerhof, durch einen jüngeren Anbau an den Hauptteil überdeckt, mündet als «Nonnengäßlein» in die Mühlegasse. Auch dieser Name erinnert wie der des Gebäudes an das Kloster Olsberg im Fricktal, das offenbar in Liestal größeren Grundbesitz erworben oder geschenkt bekommen hatte, vielleicht von den Herren von Eptingen, die im Mittelalter auf dem Freihof in Liestal saßen und ihre unverheirateten Töchter in Olsberg versorgten.

Ein Blick durch das Nonnengäßlein abwärts trifft eine Reihe gotischer Fenster, welche der alten Stadtmühle angehören. Und wenn wir uns in deren Nähe umsehen, so entdecken wir noch manches weitere Haus, das in der gleichen spätgotischen Bauzeit errichtet worden ist. An der Mühlegasse und oben am Fischmarkt reihen sich solche Bürgerhäuser in oft recht schmaler Front den andern ein. Das gleiche zeigt sich auch in den anderen Seitengassen Liestals, so in der Kanonengasse und am Zeughausplatz, in der kurzen Rosengasse und im Bering um die Kirche. Das Zeughaus selber, das breitspurig und sicher im Stadtbild steht, weist in allen Geschossen Öffnungen auf, die in die Epoche gehören, da bei uns noch die spätest gotische Bauweise heimisch war, während sie in katholischen Gegenden bereits vom Barock überspielt wurde.

Ein Schmuckstück von Liestal, das nicht mehr vorhanden ist, das auch bis vor kurzem unbekannt war, bewies, daß die Bürger in der Renaissancezeit und beim beginnenden Barock ihre Häuser im Innern mit Malereien versahen. Es war der Saalbau des Gasthauses zum Schlüssel, der zwischen Rathaus- und Kanonengasse in einem Hofe stand, mit prächtigen gotischen Fenstern und einem malerischen Dachaufbau aus Riegelwerk versehen war und im Innern eine wunderhübsch gemalte Balkendecke besaß, die erst beim Abbruch im Jahre 1962 zum Vorschein kam. Sie muß von einem Vertreter der in Basel und seiner Umgebung vielfach bezeugten Malerfamilie Wannenwetsch geschaffen worden sein und zwar in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Farben an den Balken und den Brettern waren noch so frisch und lebendig, als die Zerstörung geschah, daß es jedem Kunstfreund wehtun mußte, die Malerei so zerschlagen und zersplittert vor sich zu sehen. Nur noch Reste konnten gerettet werden.

Im 16. Jahrhundert hat sich Liestal zögernd über die Stadtmauern hinaus erweitert. Der Orisbach spendete vor seiner Mündung in die Ergolz noch gute Wasserkraft, was die Entstehung eines kleinen Gewerbeviertels am Fuß des Stadthügels förderte. Ein besonders hervorstehendes Gebäude war

die Mühle am «Gestadeck». Sie steht mit ihren wuchtigen Treppengiebeln noch heute; doch machen sich neben ihr leider die jungen Zeugen einer rücksichtsloseren Gesinnung breit. Nicht anders ergeht es der «Feldmühle» unterhalb des Städtchens Liestal, deren Staffelgiebel und Treppenturm ganz in neuere Fabrikgebäude hinein verschachtelt sind und vor der Riesenwand des alles zudeckenden Kantonsspitals sich verkriechen müssen.

Und wie in und um Liestal, so brachte die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts in allen Ortschaften des baslerischen Gebietes ein frohes Bauen von stattlichen Landsitzen und Hofstätten in den Dorfgassen. Gehen wir einmal von Liestal ins obere Ergolztal und in die fächerförmig nach Liestal zustrebenden Seitenäste hinein, so stoßen wir vielfach auf solche Bauzeugen der spätesten Zeit gotischen Stiles, der sich für seine Schmuckformen mit der «Renaissance» verband.

Da ist einmal im stillen Oristal die *Orismühle* am Schattenhang unterhalb von *Seltisberg* zu nennen, die einst ein stattliches Anwesen war, von dem bis heute ein runder Treppenturm übriggeblieben ist. In *Bubendorf* sticht in der Dorfmitte, unterhalb des an die Kirchhalde angelehnten Pfarrhauses, der alte «Dinghof» des Basler Domkapitels aus allen übrigen Gebäuden weit heraus. Seine beiden hohen Staffelgiebel fassen einen wunderbar geformten Kubus ein, dessen Geschosse auf der östlichen Schauseite durch besonders reiche gotische Reihenfenster auf Gurtgesimsen gegliedert werden. Am Haus findet sich leider kein Datum. Bubendorf muß damals wie später zu den reichsten Dörfern des baslerischen Herrschaftsbereichs gezählt haben. Denn außer dem genannten «Dinghof» finden sich bis heute zahlreiche Bauten aus der gleichen Zeit. Da ist einmal das Pfarrhaus, in dessen vielfältig gestaffelten Bauteilen manche gotische Spuren anzutreffen sind. Gegenüber, jenseits des Baches, in einer Windung der Dorfstraße, lag bis vor wenigen Jahren die alte Sägemühle, die mit einer prächtig umrahmten gotischen Tür deutlich auf ihre Ursprungszeit um 1550 hinwies. Weiter steht etwas nördlich vom Dinghof, an einer Enge der Straße und daher von den hastigen Menschen der Jetztzeit als Hindernis für ihren Schnelligkeitsdrang oft angefochten, das Haus Nr. 42, das in seiner nach Osten gewendeten Traufseite eine wohlausgewogene Gliederung durch spätgotische Fenster aufweist. In den beiden Hauptgeschossen zeigen die dreiteiligen Öffnungen einen überhöhten Mittelteil, wie er in Basel und seiner Nachbarschaft üblich ist. Ein Fenster im Erdgeschoß beweist mit zierlichen Voluten in der Hohlkehle, daß das Haus in der Zeit entstand, da sich Gotik und Renaissance in der Kunst die Hand reichten. Auch die rundbogige Tür in der rechten Achse dieser Hausfront weist auf die sichere Verteilung aller Bauteile in einer Hauswand hin. Die südliche Giebelseite des Hauses

wurde zu Ende des 18. Jahrhunderts mit Fenstern barocken Formats versehen.

Daß auch im obersten Ortsteil von Bubendorf spätgotische Mauern an ältere Bauten erinnern, beweist das von Staffelgiebeln eingefaßte Haus in der westlichen Reihe beim Plätzchen, das bis vor kurzem auf der Südseite durch ein quergestelltes Haus abgeschlossen war.

Auch in *Ziefen,* dem nächsten Dorf im Tal der hinteren Frenke, weisen einige Bauten eine lebhafte Bautätigkeit im späten 16. Jahrhundert nach. Da ist einmal das Gasthaus «zur Tanne» zu nennen, das allerdings nicht mehr steht, weil ihm ein Landratsbeschluß vom Frühjahr 1954 der Verbreiterung der Dorfstraße zuliebe das Todesurteil gesprochen hat. Die Fassade gegen diese Straße wies in den beiden Hauptgeschossen sowohl einfache wie dreiteilige gotische Fenster auf. Das andere Haus in Ziefen, das nicht nur dreiteilige, sondern sogar ein vierteiliges Fenster besitzt, steht in der Kirchgasse. Ein einfaches gotisches Fenster, neben dem reichgegliederten, nennt das Datum 1734, vielleicht als Baujahr. Wenn dies stimmt, dann hat sich die Bauweise des mittleren 16. Jahrhunderts in diesem Baselbieter Tal noch zweihundert Jahre lang gehalten.

In *Reigoldswil,* das den Talabschluß der hintern Frenke vor der «Wasserfalle» und ihrem Paß einnimmt, fällt jedem durstigen Wanderer in erster Linie der Gasthof «zur Sonne» auf, der nach der Seite der in den Talhintergrund aufsteigenden Straße schöne gotische Fenster besitzt. Auch ein Bauernhaus am Nordende des Dorfes, dort, wo der Weg nach Titterten und zur Burgruine Reifenstein ansteigt, erinnert mit seinem Reihenfenster im Erdgeschoß an die reiche Zeit, die wohl erstmals in allen Dörfern zu Steinbauten führte.

Im Tal der vorderen Frenke

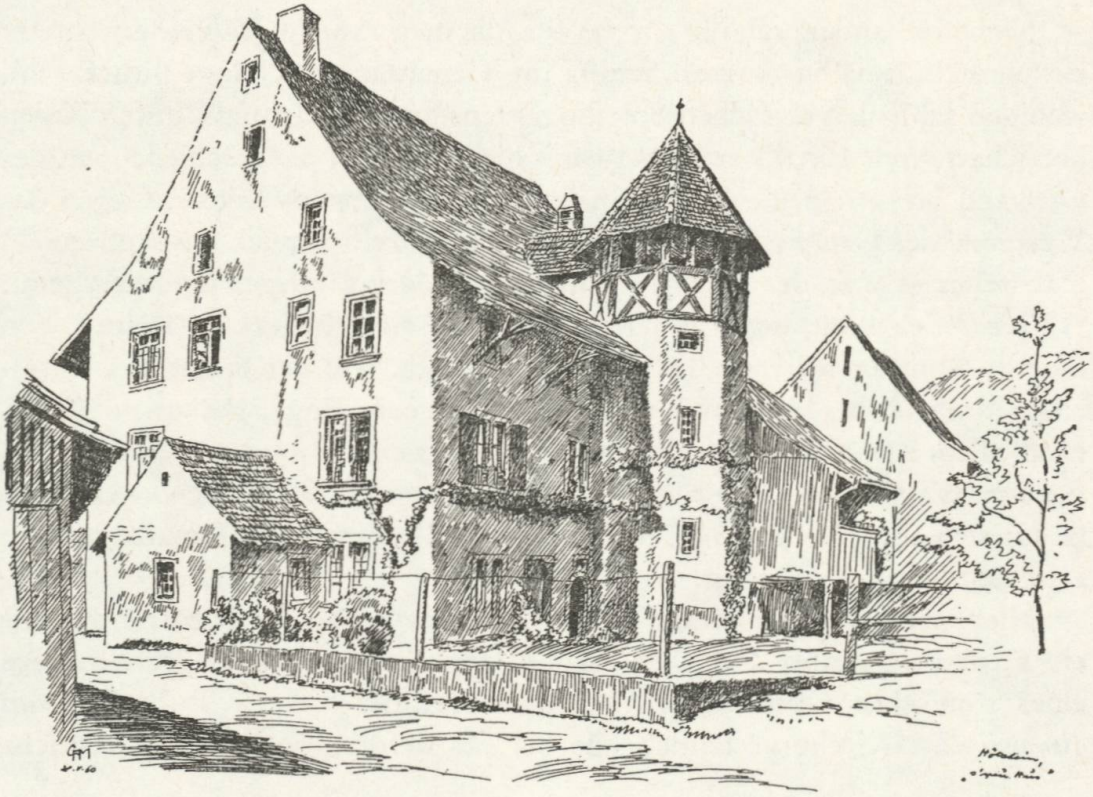
Die gotische Bauweise hat wohl gleichzeitig wie im Nachbartal der hintern Frenke auch im Tal der vorderen Frenke begonnen, vielleicht sogar früher, denn hier führte ja die vielbegangene Straße über den oberen Hauensteinpaß durch. Aber es ist merkwürdig: aus dem 16. Jahrhundert hat sich an bürgerlichen Bauten im Städtchen Waldenburg fast nichts erhalten. Das Pfarrhaus in der nordwestlichen Ecke der Ringmauer war ursprünglich ein Adelssitz und rührt von einer Bauepoche her, die vor die Reformation zurückreicht.

Und was sonst im Tal und im Paßdorf Langenbruck an Häusern vorhanden ist, stammt aus der Spätzeit der Gotik, aus einer Zeit, da andernorts

bereits in barocker Weise gebaut wurde. Gerade der Weg des oberen Hauensteins zeigt uns, daß die hergebrachte gotische Bauweise während Generationen von Handwerksmeister zu Handwerksmeister, vielleicht am direktesten von Vater auf Sohn, übertragen wurde. Auch viele wohlhabende Handwerker ließen sich schöne Heimwesen und Werkstätten errichten. So zeigt im unteren Ortsteil von *Oberdorf* die Eingangstür zu einer Schlosserwerkstatt, daß hier ein kenntnisreicher Steinmetz am Werk war, der die Profile des Gewändes reich zu profilieren und den Sturz mit dem Datum 1581, einem Wappen und pflanzlichen Motiven, die der Renaissance-Ornamentik entnommen sind, zu beleben wußte.

Interessant ist, daß im Dorf *Hölstein,* etwas talabwärts gelegen, eine ähnliche Tür an der Mühle im südlichen Ortsteil, an der Straße gegen Bennwil hin, anzutreffen ist. Die Jahrzahl 1626 zwischen zwei Wappenschildern und einfachen Ornamenten im Türsturz beweist, daß noch 45 Jahre nach dem Schmuckstück an der Schmiede von Oberdorf ein ähnliches in Hölstein geschaffen wurde, wohl schwerlich vom gleichen Meister, aber vielleicht von dessen Sohn. Die Mode wechselte damals bestimmt nicht so rasch, wie sie dies heute tut. Die Kunst blieb sich selber treu und wußte in Einzelheiten genug Abwechslung zu bringen. Merkwürdig ist ja gerade in Hölstein, daß im Nordteil des Dorfes ein völlig gotisch empfundenes Haus seinen wichtigen Platz einnimmt, das mit der Jahrzahl 1671 auf der nun allerdings bereits barocken Inschrifttafel beweist, daß auch jetzt noch an der alten, tief eingewurzelten Bauweise festgehalten wurde. Das sogenannte «Neue Haus» wurde im genannten Jahr von Eusebius Merian und seiner Frau Elisabeth Gysin von Grund auf neugebaut und zwar von Meister Martin Keigel von Liestal, wie das Steinmetzzeichen dartut. Der Letztgenannte scheint an vielen Bauten im Baselbiet beteiligt gewesen zu sein und ihnen den Stempel der spätesten Gotik aufgedrückt zu haben. Höchstens in der Innenausstattung und an der Umrahmung der Inschrifttafel kam die barocke Kunst zum Wort.

Im Gebiet des Oberen Hauensteins sind vier Kirchenbauten, welche um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert entstanden sind, als Beispiele für die ausklingende Gotik von besonderer Bedeutung. Das kommt daher, daß die ausgedehnte Urpfarrei Onoldswil bis über die Reformation hinaus mit Bauten und Priestern recht bescheiden versehen war. Die vom fernen Kloster Murbach im Elsaß errichtete Kirche *St. Peter* hatte sich mit einem bescheidenen Umfang begnügt, und in den vielen Außenorten ließ man es mit kleinen Kapellen bewenden, die leider bis auf die von *Titterten* seit dem 16. Jahrhundert verschwunden sind. Als nun aber in den Jahrzehnten nach der Kirchenreform die Bevölkerung im Tal anwuchs, reichten die Räume

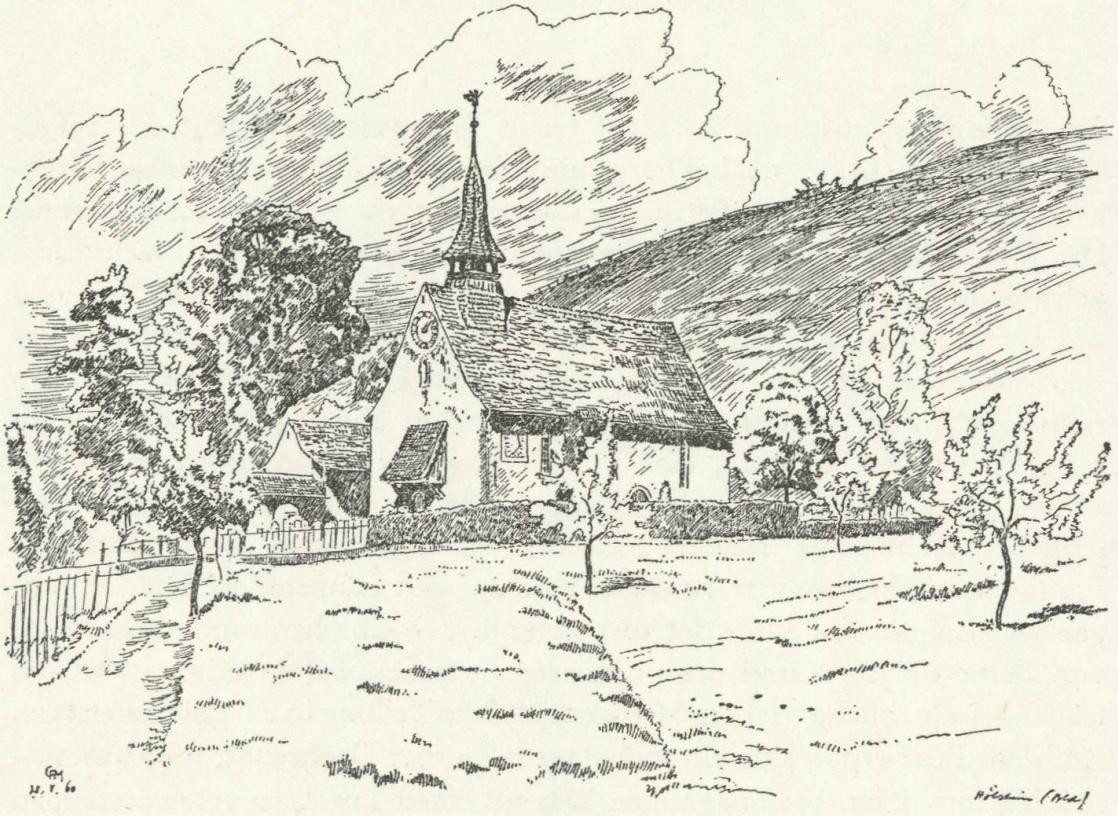


Das «Neue Haus» in Hölstein

für die Gottesdienstbesucher nicht mehr. Wie weit die Kirche des aufgehobenen Klosters *Schöntal* bei Langenbruck noch den Langenbrucker Kirchgenossen für reformierte Predigten diente, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Johanneskapelle an der Straße gegen Bärenwil war jedenfall recht klein gewesen und verschwand im 16. Jahrhundert. Der Kirchenraum im Schöntal war bestimmt größer und trug sich zur Benutzung an; allein im Laufe der Zeit fanden es die Leute beschwerlich, vom Dorf *Langenbruck* und den zahlreichen weit zerstreuten Höfen, nach dem abgelegenen Schöntal zu pilgern, und der Wunsch, eine günstiger gelegene Gottesdienststätte zu haben, ging schließlich in den Jahren 1589 bis 1591 in Erfüllung. Das schlichte rechteckige Kirchengebäude, ein eigentlicher protestantischer Predigtsaal, erhielt je vier Fensterachsen auf den Längsseiten. Die Öffnungen wurden ganz im Sinne der ausklingenden Gotik oben rundgeschlossen; nur kleine «Nasen» und der profilierte Zwischenpfosten erinnern an das früher gebräuchliche reichere Maßwerk und die Teilung in schmale Lanzetten. Auf dem First erhob sich ein schlichter hölzerner Dachreiter, mit dem man sich bis zum Jahre 1828 begnügte. Wie auf einen Turm, so verzichtete man in der nachgotischen Zeit auf einen Chor.

Nicht viel anders sah die Kirche aus, die man 1590 in *Hölstein* errichtete: ein verhältnismäßig kurzes Schiff, im Gegensatz zu Langenbruck, mit wenigen schmalen einfachen Spitzbogenfenstern, die ebenfalls durch Nasen bereichert sind. Ein Chor ist ostwärts nicht sichtbar ausgeschieden; in der Ostwand bringt ein gleiches schmales Fenster Licht ins Innere. Gegen das Westende des Dachfirstes hin wurde als schlichter Schmuck des Äußern ein Dachreiter gesetzt, der in seinen Formen wundervoll ausgewogen erscheint. Hölzerne Schallöffnungen unter dem spitzen, ziegelbedeckten Helm lassen die Glockentöne ins enge Tal hinaus erschallen. Auf der Spitze des Türmchens dreht sich über den Knopf der Spitze eine Engelsgestalt im Wind, nach allen Richtungen die Posaune blasend, ein besonders seltenes Bild für eine Wetterfahne. Am rundbogigen Eingang der westlichen Giebelseite findet sich das Datum 1591 als Hinweis, daß damals die Bauarbeiten am Kirchlein ihr Ende fanden.

Nicht viel später erhielt die dritte Kirche im Gebiet der vorderen Frenke ein stark verändertes Aussehen. Schon lange hatte auf den Grundmauern eines römischen Gutshofes am rechten Ufer des kleinen Talbaches von *Bennwil* eine Kirche gestanden, die bis zur Reformation durch Geistliche



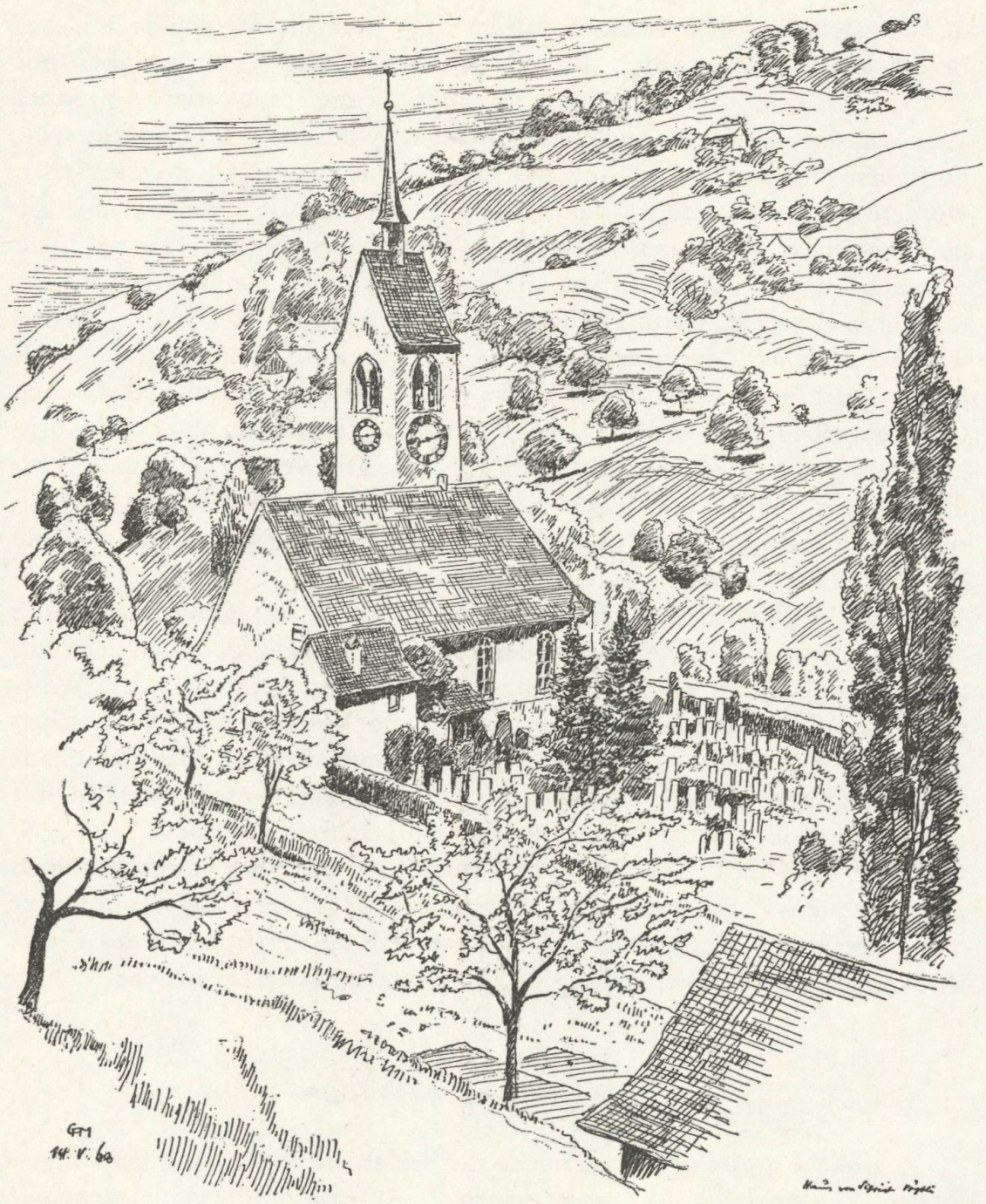
Kirche in Hölstein

des Klosters Schöntal bedient wurde. 1535 war die Gemeinde mit der bereits recht ausgedehnten Pfarrei St. Peter vereinigt, später aber mit Hölstein zu einem eigenen Sprengel zusammengefaßt worden. Im Jahre 1601 soll das alte, wohl noch romanische Kirchlein abgebrochen, in spätgotischem Stil neu erbaut und mit einem einfachen Dachreiter versehen worden sein. Nach einem Brande wurde es jedoch 1617 erneuert und, wie berichtet wird, mit einem richtigen Turm versehen, der nun auf dem Satteldach (oder Käsbissen) einen Dachreiter trug, ähnlich den Kirchtürmen in Basel (St. Martin, St. Peter, St. Leonhard und St. Theodor). Wenn wir nun aber das Mauerwerk genauer betrachten, so stellen wir fest, daß dieser Turm auf merkwürdige Weise in die Südseite neben dem kleinen Chor eingebaut ist; deshalb drängt sich die Vermutung auf, der Turm könnte sogar älter als das heutige Schiff sein. Die Fenster am dreiseitigen Chor und an den Längswänden des Schiffs schließen oben wie in Hölstein rundbogig, sind aber mit Nasen versehen, als wollten sie beweisen, daß sie der Zeit der spätesten Gotik entstammen.

Bereits in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, im Jahre 1634, wurde eine bedeutsame Veränderung an der Hauptkirche am Oberen Hauenstein, nämlich an *St. Peter,* vorgenommen. Wie die Inschrifttafel über dem Westportal des Gotteshauses berichtet, waren die Vertreter der baslerischen Behörden mit einer gehörigen Ausgabe einverstanden. Das Langhaus wurde erweitert und erhöht, der Turm um ein ganzes Geschoß erhöht, mit den neuen großen Schallfenstern und einem Dachreiter auf dem Satteldach versehen, die Glocken verändert und verbessert, der Chor erweitert («vmb zwölff Schuech»). Es scheint also, daß die ganze südliche Längswand weiter hinausgeschoben wurde. Deswegen ergab sich an der Ostseite des Chors jene merkwürdige Abwinkelung des Polygons und der Dachfläche.

Im Ergolztal oberhalb von Liestal

Zahlreiche gotische Bauten zeigen die beiden Dörfer Lausen und Itingen in ihren Gassenzügen. In *Lausen,* dessen alter Ortskern in zwei Teile geteilt ist, einen Teil, der sich der Talstraße entlang zieht, und einen, der unterhalb der Böschung parallel dazu das Unterdorf bildet, finden sich an einfachen Häusern einige spätgotische Fenster. Bedeutsamer und für die Blüte der Zeit zeugend ist die «Papiermühle» am östlichen Rande des Unterdorfs. Das Gewerbe des Papiermachens war seit der Zeit des Basler Konzils in den 1430er Jahren in Basel heimisch. Einer dieser Unternehmer, Peter Thüring-Gernler, hatte sich nach 1570 auch das Wasser der Ergolz in Lausen



Kirche St. Peter

zunutze gemacht. Das Geschäft wurde in der Folge von Hieronymus Dürr übernommen, der mit dem Lausener Müller 1582 einen Vertrag über die Wasserentnahme aus dem Mühlenkanal abschloß. Das Unternehmen blühte auf, so daß im Jahre 1620 ein Neubau errichtet werden konnte, wie die

Jahreszahl am Kellertorbogen angibt. Eigentümlich ist, daß an der westlichen Hauptfront des großen Gebäudes der mittlere Teil zurückspringt, aber nur die unteren beiden Stockwerke, während das dritte Geschoß durch eine Hohlkehle wieder vorspringt. In deren unterem Profil zeigen sich Balkenköpfe und die obere Kehle wird durch zwei geschnitzte Löwenfiguren getragen. Die Gewände der großen Fenster sind gotisch profiliert, da und dort zeigen sich Renaissance-Ornamente; lustig ist der sogenannte Papiermann, der im Innern aus dem unteren Anfang der Treppenspindel herausgeschnitzt worden ist, eine Gestalt in der Bart- und Kleidertracht des 17. Jahrhunderts. Eine Rückfassade besitzt das Haus nicht mehr, da gegen Osten quer zum Wohnbau der Fabrikteil angefügt wurde. Die Dächer sind mit zahlreichen Dachluken versehen, weil hier oben das gewonnene Papier getrocknet wurde.

In *Itingen,* das mit seiner Dorfstraße gegen Süden zu den schönsten und besterhaltenen Ortsbildern der Nordwestschweiz zählt, finden sich vor allem an der westlichen Häuserzeile einige gotische Häuser, eines sogar mit stattlichen Reihenfenstern.

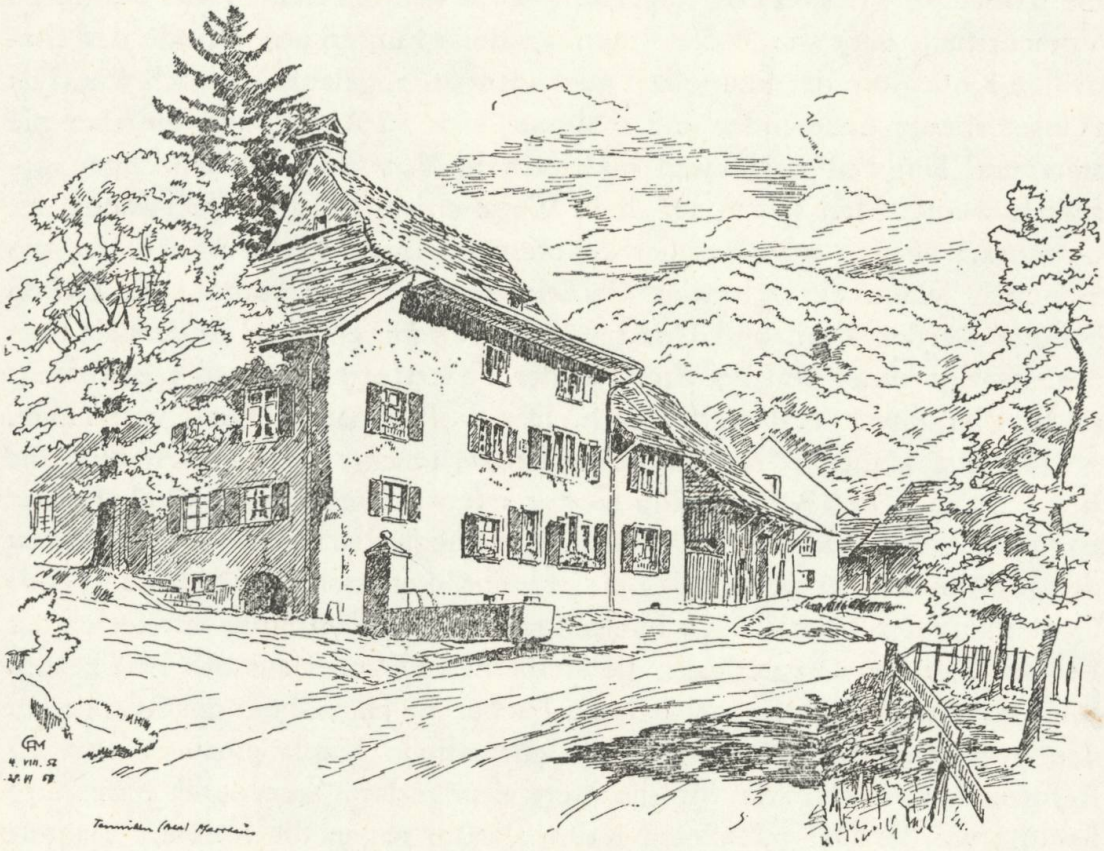
Keine der Ortschaften im Baselbiet zeigt noch heutzutage so deutlich die Bauweise, wie sie in der Gegend – wohl von der Stadt Basel aus durch Vorschriften, oder durch die Praktiken der «Fünferherren», wie das ehemalige Kollegium der Baupolizei genannt wurde, gelenkt – üblich war. Die Häuser stießen aneinander und schlossen sich zu Reihen auf, die aber nie starr und langweilig, sondern malerisch in Vor- und Rücksprüngen gestaffelt waren. Man sparte auf diese Weise einen Teil der Querwände, im Gegensatz zu den schwäbischen Städten mit ihren Fachwerkhäusern, wo zwischen jedem ein schmales Gäßlein verläuft, das kaum zum Gehen benützt werden kann und Unrat und Ungeziefer enthielt. Anders als man beabsichtigt hatte, pfiff bei Bränden der Feuersturm hier, wo die Abwehr so schwierig war, erst recht durch. Das wollte man in Basel vermeiden.

Der alte Hauptort des Sisgaues, *Sissach,* machte selbstverständlich die Blütezeit nach der Reformation so gut mit wie die anderen Orte. Früher zog er sich von Süden nach Norden dem Diegterbach nach abwärts bis zu dessen Mündung in die Ergolz hin; jetzt entfaltete sich der rasch wachsende Ort entlang der Talstraße. Es häuften sich hier, sowohl links wie rechts der Brücke über den Diegterbach, die stattlichsten Bauten aus der Zeit besonderer Baufreudigkeit. So westlich des Baches die Häuser um die Gruppe der heutigen «Bezirksstatthalterei», des ehemaligen Kaplaneihauses vor der Reformation, das später für die Verwaltung der Obervogtei Farnsburg benützt wurde. Der mit einem Krüppelwalm gegen die Straße gerichtete Hauptgiebelbau weist gotisch profilierte Fenster auf, daneben aber auch

schon manches in Barock, wie es im Übergang vom 17. zum 18. Jahrhundert üblich war. Daß hier viel für die Ausschmückung der Räume ausgegeben wurde, zeigt die prächtige Balkendecke im dahinter liegenden Nebenbau (Drogerie), welche Malereien aus der Zeit der Spätrenaissance aufweist (1580–1620?); diese sind leider durch die Besitzer wieder verdeckt worden, weil der Raum als Lager verwendet wird. Östlich der Brücke über den Diegterbach soll nur ein Haus, alte Nummer 189, hervorgehoben werden, mit manchen gotischen Fenstern und schönen barocken Laubenbauten auf der Rückseite, die ganz an elsässische Ortsbilder erinnern.

Daß solche spätestgotische Häuser nicht nur auf den großen Marktort Sissach beschränkt blieben, beweist das Nachbardorf am Eingang zum Diegtertal, *Zunzgen*. Hier finden sich vor allem am rechten Ufer des Baches, wo heute der kleinere Ortsteil liegt, recht schöne spätgotische Häuser, vor allem jenes Mühlegasse Nr. 6, das vor wenigen Jahren gut instandgestellt wurde.

Wenn wir nun ins Diegtertal weiter hineinwandern, so finden wir in *Tenniken,* vor allen andern durch seine Stilmerkmale gekennzeichnet, das *Pfarrhaus* unter der hochgelegenen Kirche an die Halde hingelagert. Deut-



Pfarrhaus in Tenniken

lich zeichnen sich an diesem Haus drei Teile ab, von denen der mittlere mit seinem hohen Satteldach über drei spätgotischen Geschossen als der älteste Teil herausgehoben ist. Zwischen den beiden Fenstern, zweiteilig und vierteilig, entdecken wir eine kleine Tafel, auf der eine Inschrift zu lesen ist: «Año 1559 de– 12. Sept. ward d'erst stei do gleit». Wir können daraus ersehen, daß von der mit der Tafel bezeichneten Stelle aus nach der Reformation ein Auf- und Umbau des Pfarrhauses vorgenommen worden ist. An diesen Bau des 16. Jahrhunderts wurden dann nördlich im 18. Jahrhundert und südlich anfangs des 19. Jahrhunderts Anbauten vorgenommen, die der Pfarrfamilie den stetig anwachsenden Raumbedarf sicherten. Im südlichen Teil von Tenniken fällt uns sodann ein stattliches, ebenfalls dreigeschossiges Haus aus der spätgotischen Zeit auf. Es ist das sogenannte «Klösterli», das ein markantes hohes Krüppelwalmdach sein eigen nennt. Im dritten Band des «Bürgerhaus-Werkes» über Basel finden wir eine Ansicht des Hauses, wie es 1931 noch unversehrt aus der Bauzeit erhalten aussah. Es ist ein Jammer, daß seither die gotischen zweiteiligen Fenster großenteils verschwunden sind.

Im langgestreckten Dorfe *Diegten* ließen sich wohl viele Häuser des 16. Jahrhunderts entdecken, wenn wir genauer darnach sehen wollten. Ins Auge fällt in Nieder-Diegten sogleich das Haus Nr. 98 an der östlichen Straßenseite, an der Nordostecke des regelmäßig angelegten Ortes vom Bach in einem scharfen Bogen umflossen. Typisch ist das Rundbogenportal, mit tiefer Kehle in der Rundung des Gewändes.

In Schloß-Diegten, südlich unterhalb des Kirch- und Burghügels, liegt breitgelagert das *Pfarrhaus,* eines der schönsten im Kanton und ein Beweis besonderer Art dafür, wie lange sich die gotische Bauweise in unseren Gegenden gehalten hat. Unter dem schönen gebrochenen Krüppelwalmdach reihen sich an der Traufseite zur Straße sieben Fensterachsen auf, deren Öffnungen noch mit gotisch profilierten Umrahmungen versehen sind. Des großen Kellersockels wegen wird die in die Mitte der Fassade gesetzte Tür im ersten Wohngeschoß über eine seitlich ansteigende Treppe erreicht. Über dem Oberlicht der Tür, das ebenfalls noch gotische Profilierung aufweist, zeigt sich als deutlicher Beweis dafür, daß der oder die Architekten auch den neuen Baustil kannten, eine barocke Inschrifttafel. Sie berichtet: «Anno 1704 / Ist dieses Hauß von grund / auff von der Gnäd. Fr. Abtis / sin von Olsperg Fr. Maria Francisca von Eptingen als / Collatrix durch Hr. Joh. / Rud. Breñer Pfarr alhier / erbawen worden.»

Deutlicher aber noch als die Umrahmung dieser Tafel und deren Jahrzahl, zeigt die bemalte Balkendecke im kleinen Saal zur Linken des das Haus teilenden Ganges, daß der Barock trotz vieler gotischer Überbleibsel

am Äußern des Gebäudes als Kunstrichtung durchgebrochen ist. Ein rassiges Rankenwerk belebt die Bretter zwischen den Balken; deren Mitte wird von einem Medaillon betont, in welchem Früchtekörbe überquellen, auf einem der Mitteltafeln findet sich auch ein Vogel. Die ganze Malweise, die in den Farben sehr schlicht sich ausdrückt und doch großzügig wirkt, ist bereits von einer ähnlichen Stimmung beherrscht, wie wir sie in den Stukkaturen vieler Barock-Kirchen im Schwäbischen genießen können.

Wenn wir schließlich das hinterste Dorf im Diegtertal, nämlich *Eptingen,* aufsuchen, so müssen wir feststellen, daß das 16. und 17. Jahrhundert in dem von den Bergen stark eingeengten Dorf keine baulichen Zeugen hinterlassen haben. Und doch findet sich im Gemeindebann ein Gebäude, das gotische Bauteile aufweist. Es ist das Hofgut *Oberbelchen,* auf 890 m Höhe gelegen, das im mittleren Teil des Wohngebäudes ein gut profiliertes dreiteiliges Fenster aufweist; sein Mittelstück ist überhöht und weist im Sturz das Datum 1649 auf, zum Zeichen, wie spät eben noch solche Werkstücke in gotischem Format geschaffen worden sind. Die Jahreszahl zeigt aber auch, daß von den vielen Gehöften, welche um die Gemeinde Eptingen herum im Gelände verstreut liegen, einige ein ansehnliches Alter besitzen müssen. Wenn der Oberbölchen so alt ist, so läßt sich vermuten, das der Weg an ihm vorbei zum Kilchzimmersattel und hinüber nach dem Kloster Schöntal und Langenbruck immer und immer wieder begangen wurde.

Im Homburgertal

In den kleinen Dörfern *Thürnen* und *Diepflingen* finden wir nur unbedeutende Beweise, daß auch hier einige Häuser der spätgotischen Zeit angehörten, aber dann umgebaut wurden. Möglich ist, daß viele Bauten noch lange aus Holz bestanden und nur einige Giebelmauern zum Schutz gegen Brände in Stein aufgeführt wurden. In *Rümlingen* dagegen stammen manche Bauteile der Kirche aus dem späteren 16. Jahrhundert, ferner das Pfarrhaus aus der noch deutlich gotischen Bauperiode des Jahres 1667. Die Pfarrkirche, seit 1501 selbständig und von Sissach getrennt, wird damals aus einer St. Georg geweihten Kapelle umgebaut und erweitert worden sein. Aber diese Veränderungen wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts stark überdeckt durch neue Bauarbeiten. Jedenfalls ist heute schwer auseinanderzuhalten, was aus der Zeit vor der Reformation, was darnach entstanden ist. Der vieleckig schließende Chor mit seinen spitzbogigen Maßwerkfenstern ist gegenüber dem Langhaus nicht abgesetzt; dieses weist rundbogige Fenster auf, die deutlich die Bauweise der ausklingenden Gotik

3 Spätgotisches Haus in Bubendorf

4 Deckenmalerei im Pfarrhaus von Diegten

bestätigen. In einer Wandnische der Sakristei findet sich die Jahrzahl 1568, am Eingang zur Sakristei das Datum 1572. Der Turm erhielt im Jahre 1626 seine mächtige Gestalt, die gegenüber dem angeschlossenen Dach der Kirche überhoch erscheint; auch die Schallfenster, ähnlich jenen an den Gotteshäusern von Liestal und St. Peter im Waldenburgertal, wirken in ihren Zwischenpfeilern im Rundbogen viel zu groß. Dagegen wirkt das kleine Türmchen, das am Westteil des Langhauses den Zugang zur Empore vermittelt, direkt zierlich. Daß das Gotteshaus von Rümlingen seit alters in einem von einer Mauer umzogenen Kirchhof lag, ist anzunehmen. Aber so altertümlich auch das Beinhaus in der nordwestlichen Ecke erscheint, so stammt es wohl erst aus dem Jahre 1609, wie die Inschrift neben den Wappen am Strebepfeiler der Nordwestecke beweist. Es könnte damals aber auch eine Erneuerung vorgenommen worden sein. So haben wir wohl im Gesamten eine Anlage aus der spätesten Gotik vor uns.

Das Pfarrhaus von Rümlingen weist auf seine Entstehung in der Übergangszeit vom 17. ins 18. Jahrhundert durch verschiedenartige Fenster hin, teils gotische, teils barocke. Die Verschiedenheit ist auch dadurch bedingt, daß an der Südseite ein jüngerer Bauteil angefügt worden ist.

In den zur Pfarrei Rümlingen gehörigen Filialdörfern finden wir nur einige wenige Bauten, die dem 16. und 17. Jahrhundert angehören, manches blieb bis in das Ende der obrigkeitlichen Zeit des Landvogtes auf der Homburg in Holz erbaut, mit Schindeln oder Stroh gedeckt. Nur in *Känerkinden* treffen wir an der südlichen Seite der Dorfgasse ein mächtiges Giebelhaus an, das deutlich seinen Ursprung im 17. Jahrhundert hat. Es ist das «Tschan'sche Haus», dessen quer durch den Giebel laufendes Klebedach eine besonders merkwürdige Konstruktion auf geschnitzten Bügen aufweist.

Das Paßdorf *Läufelfingen,* das doch sicher im 16. und 17. Jahrhundert einen gesteigerten Verkehr durch seine ansteigende Dorfstraße erlebte, hat nichts Bauliches mehr aus dieser Zeit in die heutige hinübergerettet. Die Kirche am Hang des Wisenbergs war die große Leistung der Gemeinde, und hier allein treffen wir noch einige gute Wappenscheiben, die nach der Reformation zu den früheren Glasmalereien hinzugekommen sind. Die schönste der Scheiben, sowohl in der Komposition der Allianzwappen wie in den Farben und der Damaszierung der Schilde ist jene, welche der auf Homburg residierende Landvogt Jakob Ottendorf, genannt Rebhuhn, mit seiner Frau Margret Oeuglin im Jahre 1551 in die Kirche zu Läufelfingen gestiftet hat. Sie findet sich heute mit den übrigen Schmuckstücken des Gotteshauses im Basler Historischen Museum, weil menschlicher Unverstand die Veräußerung der zehn Scheiben im Jahre 1878 an Private zuließ.

In der Kirchgemeinde nördlich des Wisenbergs, deren Gotteshaus in *Kilchberg* von den beiden größern Orten Rünenberg und Zeglingen her aufgesucht wurde, hatten sich merkwürdige Verhältnisse auch über die Reformation hinaus erhalten. Hier war nämlich das ziemlich entfernte St. Martinsstift in Rheinfelden seit dem Jahre 1400 Kollator, d.h. die Chorherren nahmen in den drei Orten am Wisenberg die Zehntgefälle ein, besoldeten daraus den Pfarrer und hielten Kirche und Pfarrhaus imstand. Nach der Änderung des Glaubens erhielt nun der reformierte Prediger seinen Unterhalt von Rheinfelden. Als nun im Jahre 1586 Pfarrer Antonius Weiz ohne Erlaubnis des Stifts das Dach des Pfarrhauses ausbessern ließ, wollten ihm die Chorherren die Stelle kündigen. Auch mit den Nachfolgern im Pfarramt gab es langandauernden Streit. Jedenfalls wehrten sich die Rheinfelder Chorherren stets gegen Ausgaben, vor allem baulicher Art. Daher blieb auch das Aussehen der Kirche lange dasselbe. Das Pfarrhaus war schon lange baufällig. Beide Gebäude wurden erst am Ende des 17. Jahrhunderts instandgestellt und zwar erzwang dies der damalige Pfarrherr gegen den Willen des Chorherrenstifts in der vorderösterreichischen Rheinstadt. Die Fenster des Pfarrhauses weisen noch gotische Merkmale auf. Über das Aussehen des Chors der Kirche, der damals auch neu erstellt wurde, wissen wir nichts; denn er wurde mitsamt dem alten Gotteshaus im Jahre 1867 abgebrochen.

In den Dörfern finden sich nur wenige Spuren aus der nachreformatorischen Zeit. Nur wer aufmerksam Haus um Haus ansieht, merkt, daß viele alte Mauern noch vorhanden sind. Das merkwürdigste Haus ist Nr. 18, an der östlichen Seite von Kilchberg. Was zuerst ins Auge fällt, sind die meist aus der Biedermeierzeit stammenden Fassaden und die mit 1857 datierte Tür. Aber wenn wir die südliche Giebelseite besehen, entdecken wir eine rundbogige Kellertür mit dem Datum 1608 und einem eingravierten Baselstab. An der östlichen Traufseite überrascht uns aber unter der großen Laube noch mehr, nämlich eine prächtige Renaissance-Tür, ebenfalls mit 1608 datiert. An der Stelle des Sturzes wurde das Teilstück eines sonst verschwundenen Prachtsportals eingefügt.

Die Dörfer Zeglingen und Rünenberg weisen verschwindend wenig ältere Steinbauten auf. Hier muß erst im 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts die althergebrachte Holzbauweise infolge eines gewissen Aufschwungs der Posamenterei aufgegeben worden sein, worauf dann die Häuser im spätbarocken Stil errichtet wurden.

Anders ist es in den Dörfern östlich des Eitales. Da finden sich in den

Dörfern des Kirchspiels Oltingen geradezu auffallend viele Häuser mit spätgotischen Fenstern und sonstigen Merkmalen des 16. und 17. Jahrhunderts. In *Wenslingen* ist das Gasthaus «zum Rössli» an der Hauptstraße (Nr. 70) zu erwähnen. Hier erweist sich der mittlere Teil als aus der spätesten Zeit der Gotik stammend, mit einigen dreiteiligen Fenstern, andere zweiteilig und einfach. Das dreiteilige Fenster des ersten Obergeschosses zeigt im Sturz des überhöhten Mittelteils die Jahrzahl 1742. Sollte der Bau wirklich erst in dieser Zeit entstanden sein oder wurde er damals erneuert? Die Türe hat sogar erst 1767 ihre jetzige Gestalt erhalten. Auch an manchen anderen Häusern zeigen sich in Wenslingen gotische Merkmale; viele stattliche Giebelhäuser können nicht erst aus der Biedermeierzeit stammen, wie sie durch Umbauten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vortäuschen.

Am deutlichsten wohl tritt in *Oltingen* die Blütezeit der späten Gotik zutage. Auf Schritt und Tritt begegnen wir im obersten Dorf an der Ergolz Häusern, die großartige Züge einer reichen und fast kunstsinnig anmutenden Epoche ihr eigen nennen; auch Bauersleute müssen damals zu frohem Bauen angeregt worden sein. Oder war es das Handwerk, das am Paßweg über die Schafmatt damals gut verdiente? Das am meisten in die Augen stechende Gebäude ist außer der Kirche und dem benachbarten Pfarrhaus auf dem Hügel, welch letzteres auch seine spätgotische Herkunft prächtig mit zwei Staffelgiebeln zur Schau trägt, das sogenannte «Große Hus» an der Dorfstraße. Über drei Geschossen sticht ein steiler Giebel mächtig in die Höhe. An diesem zeigt sich neben kleineren Öffnungen im guten Quaderwerk der Wand oben eine halbrunde Öffnung, die sich als Aufzug für die Speicherräume unterm Dach benützen ließ. Wohnteile des Hauses liegen alle an der östlichen Traufseite, so daß an der südlichen Giebelseite nur das rechte Drittel der Wand, unter einem Klebdach und gegen den wuchtigen Eckpfeiler gerückt, zum Wohnen brauchbar ist. Wann das Haus entstanden ist, wem und wozu es einst gedient hat, bleibt ein Rätsel, da uns keine Jahrzahlen aufklären. Man weiß nur, daß es vor 1613 entstanden sein muß; denn damals war es in den Händen von Baschi (Sebastian) und Daniel Gysin. Betrieben diese wie ihre Vorfahren hier eine Art «Sust» oder besaß ein Kloster hier einst einen Hof, in dem es die Einkünfte aus der Nachbarschaft sammelte? Wir wissen es nicht.

Zu oberst im Dorfe, wo der Weg nach der Schafmatt anzusteigen beginnt, liegt das Haus «zur Sandgrube», das uns mit einer rein gotischen Fassade überrascht. Im Erdgeschoß findet sich neben der schönen Eingangstür ein fünfteiliges Fenster, das erste Obergeschoß weist vier zweiteilige Fenster auf. Die gotischen Profile finden sich auch an den kleinen Fenstern unter dem Dachvorsprung. Der wohlabgewogene Bau muß im 17. Jahr-

hundert entstanden sein; vielleicht verdankt er Ulrich Gass, der von Böckten herkam und 1626 in Oltingen als der «neuwe Bur» auftaucht, sein Entstehen. Wie die Inschrift an einem Kreuzstock zeigt, hat der Hafner Martin Marti im Jahre 1711 eine Erneuerung des Hauses vorgenommen.

An der sogenannten «Buregaß», einem der alten Gassenzüge von Oltingen, stoßen wir auf den Gasthof zum «Hirschen», der heute keine Gäste mehr aufnimmt. Aber das Gebäude zeigt allen, die um seinetwillen einen kleinen Umweg wagen, daß es 1699 in einem Gemisch von gotischen und barocken Merkmalen vom Liestaler Hieronymus Imhof erbaut wurde. Der Letztgenannte konnte trotz des Widerspruchs der Dorfgenossen, mit Hilfe des ihm günstig gesinnten Landvogtes auf Farnsburg, hier ein Wirtshaus bauen, das die Schafmattgänger mit Speis und Trank versah.

Es wären noch verschiedene Häuser Oltingens zu nennen, die damals das Ortsbild bereicherten, so die beiden Mühlen, in denen noch alte Teile stecken. Merkwürdig ist, daß in jenen Jahrzehnten manche Häuser Oltingens an den Giebelspitzen mit Gesimsen und Taubenschlägen versehen wurden, wie dies sonst in anderen Dörfern des Baselbiets und Fricktals nirgends mehr zu beobachten ist.

Anwil hat im Gegensatz zum Kirchdorf Oltingen wieder fast keine gotischen Häuser aufzuweisen, möglicherweise aus den gleichen Gründen wie Rünenberg und Zeglingen, da eben auch hier erst im 18. Jahrhundert von der alten Holzbauweise abgegangen wurde.

Wenden wir uns von den hochgelegenen Dörfern nach dem tiefeingeschnittenen Ergolztal hinab, so stoßen wir in *Rothenfluh,* das bis heute ein vortreffliches Ortsbild bietet, auf mehrere schöne Bauten, die deutlich die spätgotische Bauweise des 16. und 17. Jahrhunderts darlegen. Da ist einmal das breitgelagerte Giebelhaus zu Füßen der Kirche, aber noch an hoher Lage am Hang, der sogenannte «Hof», mit dreiteiligen und anderen gotischen Fenstern auf durchgezogenen Gesimsen, im gleichen Stil, sowohl im Mittelfeld, der wohl älter ist, wie im angehängten östlichen Seitenteil. Im Innern trägt eine Fenstersäule das Datum 1558. Nördlich gegenüber an der Gasse, die zum Kirchhof ansteigt, liegt eine interessante Gebäudegruppe, zwei aneinanderstoßende Häuser mit Krüppelwalmgiebeln, die mit ihrem ganzen Gehaben an die gotische Bauweise erinnern, aber – wie das Datum 1778 an zwei Stellen beweist – in barocker Zeit erneuert wurden. Hier oben, neben der Kirche muß die Keimzelle des ganzen Ortes gesucht werden; von hier aus zog sich das Siedlungsgebiet zu den Ufern des Dübachs und erst später dann an jene der nahen Ergolz hinab und hinüber. Am steilen Weg, der von der Vereinigungsstelle der beiden Bäche zum «Hof» hinaufführt, liegt unten an der Ecke des Wegs ein Haus, in dessen breitem Südgiebel

gegen den Bach der Zugang gleich in die höchst altertümliche Küche führt. An der ehemaligen Westwand, die jetzt durch einen Schopfanbau verdeckt ist, findet sich das Datum 1578, in der Mitte der Zahlen durch einen Baselstab und ein Steinmetzzeichen unterbrochen. Vieles am Haus ist natürlich später verändert oder hinzugefügt worden.

Das schönste der gotischen Häuser in Rothenfluh ist zweifellos das *Pfarrhaus*. Es nimmt eine wichtige Stelle am untern Dorfende ein; leider hat die um 1900 neugelegte Talstraße den großen Pfarrgarten durchschnitten, vorher sah man vom alten Weg, der weiter südlich an der Halde verlief, hinter dem Garten die prächtige spätgotische Fassade aufsteigen. Im ersten wie im 2. Obergeschoß zeigt sich neben zweiteiligen Fenstern ein vierteiliges, dessen zwei mittlere Teile überhöht sind. An der östlichen Giebelseite, die mit Krüppelwalm schließt, finden sich ebenfalls gotisch profilierte Fenster, an einem davon im 2. Stock können wir das Datum 1564 entdecken. Das ganze Gebäude beweist, mit welch herrschaftlicher Allüre damals die Wohnungen der Prädikantenfamilien aufgeführt wurden und welche Geltung des Glaubens sie auch auf solche Weise auszudrücken hatten.

Wenn wir nun weiter der Ergolz nach abwärts schreiten, so gelangen wir nach *Ormalingen,* in dem sich wieder weniger ältere Bauten zeigen als im Dorfe oberhalb. Es ist nicht leicht zu sagen, weshalb dies so ist. Spuren von gotischen Bauten finden wir zum Beispiel oben an den Giebeln, wo die Fensterchen oft gotisch profiliert sind. Dann wieder treffen wir, wie in der Mühlegasse, einen mächtigen Torbogen einer Scheune, die – gotisch profiliert – das Datum 1679 aufweist. Sicher in die spätgotische Zeit zurück geht das durch seine Staffelgiebel in die Augen springende Haus neben dem heutigen Schulhaus, dem gegenüber der «Zinggen», die breite gegen den Farnsberg hinziehende Seitengasse, von der Dorfstraße abzweigt.

Nur wenig Abstand von Ormalingen hat der Flecken *Gelterkinden.* Er war seit alters der Hauptort für die hier von mehreren Seiten zusammenlaufenden Täler. Hier haben sich manche Häuser aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg erhalten. An den sternförmig vom Dorfplatz ausstrahlenden Gassen, die, wie schon im ersten Teil der Baselbieter Baugeschichte berichtet, ein städtisches Wesen hätten erhalten sollen, treffen wir da und dort auf Bauten, denen man die spätgotische Ursprungszeit deutlich ansieht. Das schönste Haus aus dem 16. Jahrhundert ist unstreitig jenes an der Schulgasse (Nr. 9), das in seinen drei Geschossen noch je ein dreiteiliges Fenster aufweist. Sonst sind, außer einem zweiteiligen Fenster im Erdgeschoß, die Fenster barock, wohl von einem Anbau und Überholen des alten Teils herrührend. Merkwürdig ist, daß wir auf dem Stichbogensturz der

Eingangstür die Jahrzahl 1547 ablesen können. Im Innern erfreuen sich die Bewohner einer schönen alten Fenstersäule.

Die Mühle in der am Nordrand des Dorfes gelegenen Mühlegasse, ein dreiteiliges Fenster in der Strählgasse, ferner ein Staffelgiebelhaus in der Bohnygasse erinnern deutlich an gotisches Baugehaben. Aber sonst ist Gelterkinden weit mehr mit barocken Häusern stattlicher Art gesegnet, so daß wir annehmen können, der spätgotischen Blütezeit sei bald eine des Barocks gefolgt.

Wenn in *Böckten,* dem talabwärts nahe an Gelterkinden gerückten kleinen Dorf, der Gasthof «zum Hirschen» nicht um das Jahr 1900 aufgestockt und sonst verändert worden wäre, besäße auch dieser Ort einen guten spätgotischen Bau mit den üblichen dreiteiligen Fenstern, an der Südseite der Talstraße. Nicht weit davon springt ein Haus in die Straße vor, das sich auf einen kräftigen Eckpfeiler stützt, ein Bauelement, das bestimmt auch der Zeit des 16./17. Jahrhunderts angehört.

Nördlich von Farnsburg und Sissacherfluh

Die drei Dörfer im Baselbiet, deren Bäche sich gegen das Fricktal hinwenden und die heute wie je den Weinbau pflegen, haben sich seit alter Zeit manchen Steinbau bewahrt, dessen Kellerzugänge deutlich genug beweisen, daß man verstand, das Erträgnis der Rebberge gut und kühl aufzubewahren.

Der beste Bau in *Buus* ist das Pfarrhaus. Daß es auch mit Kellerräumlichkeiten ausgestattet wurde, versteht sich von selbst. Denn ein Teil des Priester- und Prädikanten-Lebensunterhalts bestand in Wein, der aus den Zehnteinkünften der Deutschordenskomturei Beuggen ins Buuser Pfarrhaus geliefert wurde.

Die Ordensritter werden nicht sehr erbaut gewesen sein, als der Basler Rat in Buus, Gelterkinden und Wintersingen die Reformation einführte. Hier in Buus besaßen sie seit 1328 den Meierhof mit dem zugehörigen Kirchensatz. Aber sie schickten sich darein, wenigstens anfänglich, trotzdem Basel die Pfarrgemeinde Buus mit jener von Maisprach zusammenlegte, die im Besitz der Stadt war. Da sich im Jahre 1544 das Pfarrhaus in schlechtem Zustand befand, sollte es nun instandgestellt werden. Der Komtur von Beuggen, – d.h. der «Commandeur» der kleinen geistlichen Ritterschar im dortigen Wasserschloß – wollte seinen Teil leisten, begann aber die Arbeiten so lange nicht, daß der Basler Rat drohte, er werde die für Beuggen in Buus fälligen Zehnten solange zurückbehalten, bis die Renovation bezahlt sei. Das half. Wie die Wappentafel unter einem Fenster des 1. Stocks beweist,

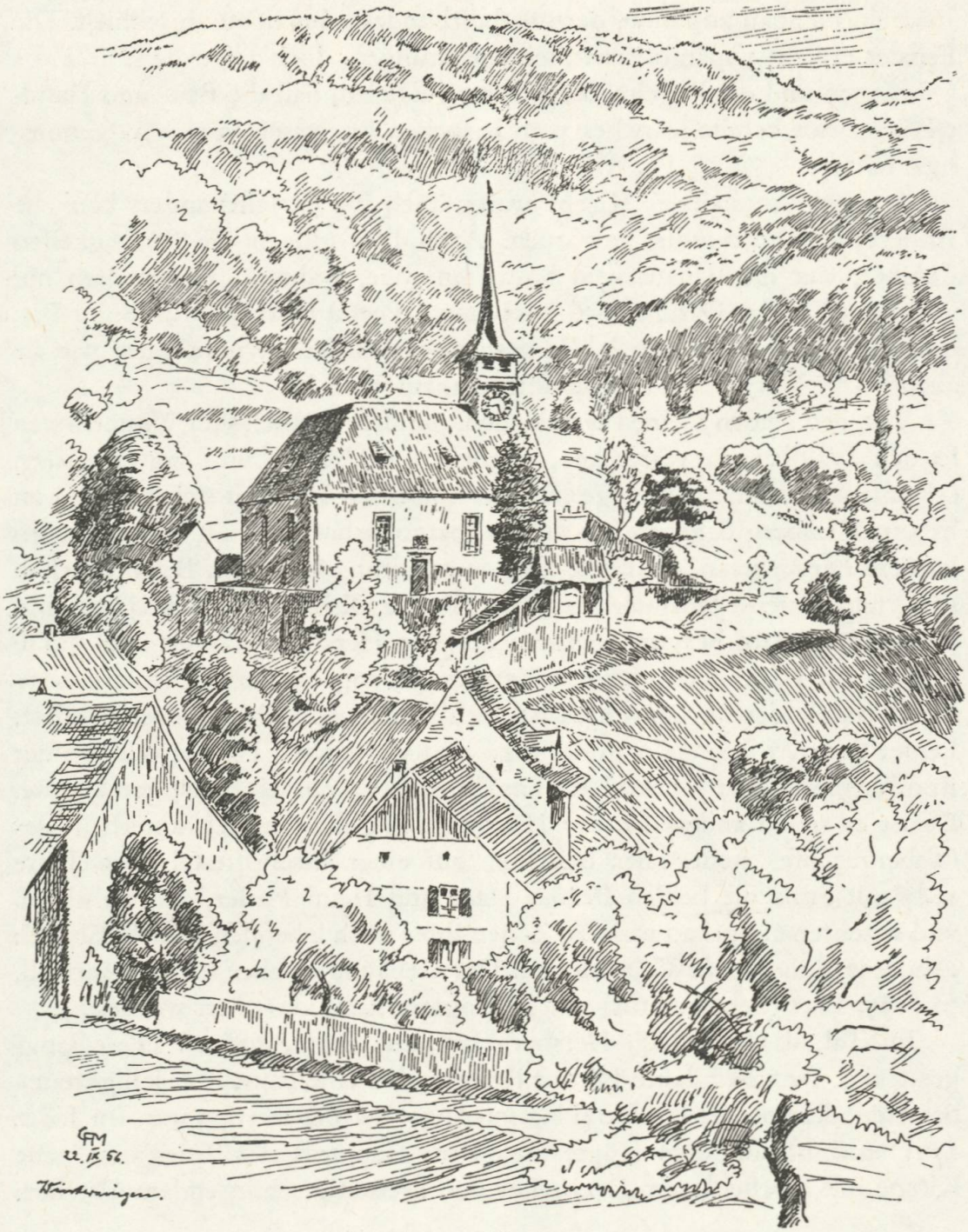
beeilte sich der Komtur Friedrich von Homburg, die Arbeiten bis 1546 zu beenden. Es ist möglich, daß der Raum im Erdgeschoß, in dessen Decke vor kurzem schlichte lineare Zeichnungen zum Vorschein gekommen sind, auf diese Renovation zurückgeht. Vielleicht aber stammen diese Zeichnungen erst aus der Hauserweiterung, die 1621 durchgeführt wurde. An diese erinnert eine zweite Tafel an der Fassade des Pfarrhauses, auf der die erwähnte Jahrzahl neben den Initialen des Hans Conrad von Stein, Ordens Comthur zu Beuggen zu lesen ist. An der Schauseite des Hauses zeigen sich die verschiedensten Arten von Fenstern. Sicher ist, daß der mittlere Teil, der mit zwei- und dreiteiligen gotischen Fenstern versehen ist, in das 16., wenn nicht gar in ein früheres Jahrhundert zurückgeht. In einem der Räume im dritten Geschoß fanden sich Reste einer Deckenmalerei, die der Mitte des 17. Jahrhunderts angehören mögen. Leider hat sich ein Pfarrherr einmal zuviel mit diesen Farben beschäftigt, so daß sie verschwanden.

Das Pfarrhaus von *Maisprach,* das vor der Reformation erbaut worden war, wurde nach der Vereinigung der Gemeinden Maisprach und Buus in ein Bauernhaus umgewandelt. Die Kirche aber blieb bestehen und erlebte anfangs des 18. Jahrhunderts einen fast völligen Neubau, und zwar merkwürdigerweise noch in verspäteten gotischen Formen. Im Jahre 1700 gestatteten die Herren Räte und Deputaten, welche über Kirchen und Schulen gesetzt waren, die Erweiterung und Erhöhung des Kirchenschiffs und elf Jahre später wurden sowohl der Turm wie der Chor von Grund auf neu errichtet, wie die Inschriften im Kircheninnern berichten. Vermutlich ist aber das Maßwerk der Fenster im letzten Jahrhundert erneuert worden, sowohl im Schiff wie im Chor, denn es zeigt in den rundbogig schließenden Fenstern überall den gleichen, wenig kräftig profilierten Vierpaß. Manche der Häuser im Dorf stammen vermutlich aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Im Haus Nr. 43 im Oberdorf findet sich eine charakteristische Tür im Keller mit geflochtenen Balken, in welche die lateinische Zahl MDCXXXVI (1636) eingegraben ist. Jenseits des Baches, an der südlichen Talseite steht die alte malerische Baugruppe der *Mühle.* Der vom Talbach abgeleitete Kanal lief an der südlichen Talseite auf die Mühle zu, weshalb hier auch der Gewerbebau und die Wohnteile stehen, während jenseits einer kleinen Seitengasse sich die Scheunen und Stallungen aufreihen. Der westliche Teil des hohen, unter einem Krüppelwalmdach befindlichen Hauptbaues der Mühle stammt noch aus der spätgotischen Zeit und wurde, wie die Jahreszahl an einer Fenstersäule im Innern des 1. Stockes zeigt, 1637 von Jakob Graf aus einer alten Maispracher Familie erbaut. Einer seiner Nachkommen hat dann 1764 das Haus gegen Osten erweitert und mit einer dreifach

übereinander liegenden Giebellaube versehen. Der Mühlebach führt noch heute in das Haus hinein zum alten Mühlerad.

Im dritten der Baselbieter Dörfer nördlich der Ergolztal-Wasserscheide, in *Wintersingen,* ist ebenfalls der Weinbau seit jeher zu Hause gewesen. Das zeigt sich an den vielen Häusern mit Kellergeschossen, zu deren Räumen oft eine rundbogige Tür führt. In den Weindörfern hat sich die gotische Bautradition besonders lange gehalten. Darum finden wir neben der Eingangstüren auch des öftern Fenster mit gotischen Profilen. Ferner besitzen die Ökonomiebauten große Scheunentore, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen. So weist jenes an der Scheune, die zur Gruppe des «Meierhofs» im Mitteldorf gehört, das Datum 1639 im Scheitel auf. Aber noch mehr als hundert Jahre später wurden diese Rundbogentore wenig anders gestaltet, wie die Jahrzahl 1756 am Ökonomieteil der Liegenschaft Nr. 39 am Seitenweg östlich der unteren Dorfstraße beweist.

Am oberen Ende des langgestreckten Dorfes Wintersingen steht gegenüber dem Kirchhügel das *Pfarrhaus,* das sein heutiges Aussehen der ausklingenden und sich bereits mit dem Barock verbindenden Gotik verdankt. Den Kirchensatz besaß hier wie in Buus und Gelterkinden das Deutschordenshaus Beuggen, das natürlich nicht besonders gerne aus seinen Einkünften einen reformierten Pfarrer besoldete. Der Pflicht, Kirche und Pfarrhaus in gutem Stand zu halten, kam die Komturei am Rhein nur schlecht nach; denn im Frühjahr 1549 mußte Pfarrer Schlamp, der seit Einführung der Reformation hier amtende Prädikant, den Deputaten melden, daß das Pfarrhaus derart «vnerbuwen vnd in abgang kommen sye», daß er nicht wüßte, wie er noch einen Winter darin verbringen sollte. Die Zehnteinkünfte wurden daraufhin so verteilt, daß der Pfarrer von Wintersingen seine Behausung und dazu den Chor der Kirche selber unterhalten sollte. Das tat den Bauten nicht gut und brachte auch unaufhörlichen Streit mit den Deutschherren. So ist es begreiflich, wenn im Jahre 1597 wieder ein schlimmer baulicher Zustand des Pfarrhauses festgestellt werden mußte, der so unhaltbar war, daß er das Leben der Bewohner gefährdete. Der Komtur zu Beuggen weigerte sich, etwas an die Baukosten zu leisten, weil die Zehnteinkünfte an den Pfarrherrn direkt gingen. Der Basler Rat brachte den Komtur nach langen Verhandlungen endlich dazu, den damaligen Pfarrer Hans Schorndorf zu bewegen, daß er das Pfarrhaus neu erbauen solle, doch nur unter der Bedingung, daß ihm alle Zehnteinkünfte ungeschmälert überlassen würden. Nun wurde ein Neubau errichtet unter Benützung mancher alter Teile, was sich nachteilig auswirkte. Denn um 1640 stand es derart um den Bau, daß das Wasser von der Bergseite durch die Fundamente ins Mauerwerk eingedrungen war und Küche und Stuben



Kirche von Wintersingen

immer aufs neue bei Tag und Nacht vom nassen Element freigeschöpft werden mußten. Das gesamte Holzwerk in Böden, Bühnen, Wänden und Estrich verfaulte immer mehr. Nach weiteren Streitigkeiten zwischen Pfarrherrn, Basler Rat und Deutschordenskomtur kam endlich im Jahre

1662 ein Neubau zustande, der die Jahrhunderte bis heute durchhielt. Die Fenster erhielten spätgotische Steineinfassungen, doch zeigt die Größe der Öffnungen und die Regelmäßigkeit der Fassaden, daß die Bau- und Handwerksmeister bereits manches vom barocken Bauwesen in sich aufgenommen hatten.

An der Wintersinger Kirche waren auch im 17. Jahrhundert bauliche Änderungen notwendig geworden. Auch hier gingen die Streitigkeiten darüber, wer die Bauauslagen bestreiten solle, während Jahrzehnten hin und her. Wie das Datum 1676 über einem Portal beweist, wurde der Bau damals endlich fertiggestellt. Er besitzt seitdem jene Winkelform, wie sie auch bei St. Margarethen in Binningen anzutreffen ist.

Von den beiden kleinen Gemeinden, die sich westlich von Wintersingen in den Waldbergen verstecken, nämlich von *Nußhof* und von *Hersberg,* scheint die erstere noch lange nur mit hölzernen Häusern sich begnügt zu haben; Hersberg dagegen hat sich in spätgotischer Zeit mit einigen Steinhäusern hervorgetan, die heute noch zur Geltung kommen. Beide Örtchen gehörten während Jahrhunderten dem Kloster Olsberg im Fricktal und sind aus je einem Hof hervorgegangen; der von Hersberg war bis zum Jahre 1589 in der Hand eines einzigen Trägers. Im sogenannten «Olsbergerhof» am Ostrande des kleinen Ortes ist noch heute sein hoher Giebel sichtbar. Leider finden wir an keinem der drei- und vierteiligen Fenster oder an der Rundbogentür eine Jahrzahl, die uns die Entstehungszeit bestätigen könnte. Da ist es schon anders bei der Häusergruppe, die westlich unterhalb des Olsbergerhofes steht. Hier berichten auf einer Inschrifttafel vom Jahre 1687 mit Stolz die beiden Brüder Hans und Heini Furler, daß sie «hauß vnd scheuren außgebauwen» zu Zeiten ihrer noch lebenden Mutter Elsbeth geborene Imhof von Wintersingen. Das Gebäude ist aber leider mehrfach, so 1839, 1841 (Scheunentor) und in jüngerer Zeit, verändert worden.

Im Tal, das unterhalb Hersberg beginnt, liegt Arisdorf. Diese langgestreckte Ortschaft hatte bis zur Reformation eine Kapelle «Heiligkreuz» besessen, die von der Urpfarrei Kaiser-Augst betreut worden war. Im Jahre 1595 entstand auf dem Hügel über dem Hauptort des Tales eine neue Kirche mit bescheidenem Dachreiter und dreiseitig schließendem Ostchor.

IV. Ausklingende Gotik in der Umgebung der Stadt

Die seit Anfang des 16. Jahrhunderts aufblühende Stadt gab nach der Reformation auch der nichtadeligen Bürgerschaft – und gerade ihr vor allem durch das siegreiche Zunftwesen – die Möglichkeit, sich in kleineren

und größeren Landsitzen außerhalb der Ringmauern anzusiedeln und im freien Landleben wohlzufühlen. So wie Riehen und das nahe Wiesental jenseits des Rheins manchen stattlichen Wohnbau in behaglichen Formen und von Gartenanlagen umgeben entstehen sahen, so geschah es auch in den der Stadt gehörigen Dörfern südlich und östlich der Ringmauern. Die vier Schlösser am Nordrand des «Bruderholzes», nach einer alten alemannischen Ansiedelung Gundeldingen genannt, nahmen ihren Ursprung teilweise schon im 14. Jahrhundert; aber im 16. Jahrhundert gingen sie in die Hände berühmter Basler Druckerherren und Gelehrter über und erlebten erst jetzt ihre Hochblüte. Solche Landschlößlein wurden nun auch andernorts große Mode; man beließ ihnen ringsum einen Weiher zum Schutz, aber bald mehr zum Schmuck der Gärten. Manchmal verzichtete man aber bereits auf solche Wassergräben, wie etwa beim jüngsten der Gundeldinger Schlösser, dem vorderen Schlößlein *Holee,* das auf Boden von *Binningen* als Landgut von Leonhard Respinger erstmals gegen Ende des 16. Jahrhunderts erwähnt wird. Vielleicht war der malerische Bau von David Joris um 1550 erbaut worden, jenem heimlichen Leiter einer niederländischen Sekte, der die gutgläubigen Basler Pfarrherren bis nach seinem Tode hinters Licht zu führen wußte. Das Holeeschlößchen bildete während längerer Zeit das Gegenstück zum Schloß Binningen, das mit größerem Recht als «Herrensitz» galt und dessen Inhaber sich gewisser Vorteile erfreuten, nicht ganz zur Freude der Binninger. Wie zum Schloß, so gehörte auch zum Holeegut ein Kirchenstuhl im Kirchlein zu St. Margarethen und der Schreibende erinnert sich noch wohl, vor der letzten Innen-Renovation an einem Stuhl ein Kästlein gesehen zu haben, das für das Gesangbuch der Familie Respinger an der Rücklehne des Stuhls angebracht war. Unbekannte Täter hatten es leider aufgebrochen.

Kehren wir zum Schlößchen Holee zurück, so zeigte sich dieses bis in unser Jahrhundert hinein mit zwei quer zueinanderstehenden Flügeln. Der eine quer zum Hang weist noch heute einen Treppengiebel gegen Norden und ein Treppentürmchen an der Ostseite auf, der andere hintere Flügel, der um 1930 abgerissen wurde und wohl mehr die Nebenräume innehatte, besaß eine Laube, die zu einem Aborttürmchen führte. Ein Bauernhaus schloß sich ostwärts an. Gärten und kleine Terrassen fehlten nicht. Das Schlößlein Holee war ein Musterbeispiel für ein solches Land- und Lusthaus des 16. Jahrhunderts, wie es sich die gehobenen Kreise der Basler Bürgerschaft leisten konnten.

Ähnliches finden wir auf dem Boden von *Münchenstein.* Da ist einmal das «Gstad» zu nennen, das wie der Name besagt, am Gestade unter der hohen Böschung der rechten Birsseite gelegen ist. Hier soll nach Daniel

Bruckner das kleine Herrschaftsgut im Jahre 1532 entstanden sein, genau am Fuß des steilen Hangvorsprunges, der Ort und Burg Münchenstein trägt. Wie so manche Bauten dieser Zeit nach der Reformation besitzt Gstad ein Herrenhaus unter einem Krüppelwalmdach mit Firsttürmchen, an der einen Längsseite einen Treppenturm und an den Ecken des mauerumgürteten Gartens oder Hofes die Ökonomiebauten und einen Eckturm. Die malerischen Lauben an der Rückseite sind hier in barocker Zeit erneuert worden, vermutlich in der Zeit, da der Landsitz der Familie Burckhardt aus Basel gehörte. Heute ist die freie Lage im Vorland der Birs mit ihren vielfältigen Armen längst verloren gegangen. Die Wohnblöcke sind in jüngster Zeit derart nahe an das malerische Bauwerk herangerückt, daß man es schon deshalb als verloren ansehen muß.

Wo das Sträßchen von Basel her die Birs überschreitet, liegt am rechten Ufer das «*Bruckgut*». Dieses muß neben einem Haus entstanden sein, in dem der Zöllner wohnte, der die Abgabe für den Brückenübergang eintrieb. Hier befand sich der «Bruckgarten» und südlich davon der «Rebacher im Eckensteyn», welche beiden Grundstücke 1541 in den Händen von Thomann Vogt waren. Der erste Eigentümer des Gutes war Lukas Iselin, der es 1597 Hans Jörg von Bruck verlieh, vermutlich einem Enkel jenes David Joris, der sich selber Johann von Bruck genannt hatte. Von 1622 an war Professor Melchior ab Insula, ein evangelisch gewordener Edelmann aus Genua, Besitzer des Bruckgutes, der einen Rechtshandel vor dem Reichskammergericht zu Speier durchzufechten hatte und mit dessen Durchführung an der westfälischen Friedens-Konferenz zu Münster und Osnabrück Herrn Rudolf Wettstein betraute, was den eigentlichen Anlaß dazu bildete, daß Wettstein die Interessen Basels und der Eidgenossenschaft an den Friedensverhandlungen in Westfalen vertreten konnte. Wem nun die Bauten im Bruckgut zuzuschreiben sind, ist kaum zu sagen. Es wurde jedenfalls im 16. und 17. Jahrhundert mit einem steinernen Hauptteil errichtet, der gotische Reihenfenster und an der Rückseite einen Treppenturm aufwies und an den nordwärts ein Fachwerkflügel anschloß. In diesem nachgotischen Zustand sah Emanuel Büchel noch 1749 die malerische Baugruppe. Erst als 1759 Marcus Weis-Leisler, der Besitzer des Württembergerhofes in Basel, das Bruckgut erwarb, verlor es sein bisheriges Aussehen. Aber der barock geschulte Baumeister ließ ihm den Treppenturm an der Hinterseite und wußte mit großem Geschick die Räume in die zum Teil stehengelassenen alten Mauern hineinzukomponieren, indem er die Fenster nach dem Zeitgeschmack des 18. Jahrhunderts in gewünschter Regelmäßigkeit neu einsetzte.

Der uralte Gewerbekanal, St.-Alban-Teich genannt, der unterhalb des Bruckgutes durch ein mächtiges Wuhr auf die linke Talseite abgeleitet wird,

hat zu verschiedenen gewerblichen Ansiedelungen Veranlassung gegeben. Vom 16. Jahrhundert an wagten es unternehmungslustige Leute, eine Kriegsgefahr nicht mehr fürchtend, auch außerhalb der Mauern Basels Mühlen, Schleifen, Sägen und andere Betriebe am Teich anzulegen. So entstand in der Gegend von *Brüglingen,* welcher Name von einer alemannischen Sippensiedlung herrührt, bei einer viel älteren Mühle der Basler Dompropstei ein Landsitz, dem im Jahre 1592 ein Bad angegliedert wurde. Während Jahrhunderten war hier die Basler Familie Löffel ansässig. Weiter oben, unter dem Hochgestade des «Ruchfeldes» in der «Neuen Welt» – wohl so genannt, weil hier damals durch Rodung zwischen Teich und Birs Neuland gewonnen worden war –, wurde von 1660 an ein Drahtzug angelegt, der im 19. Jahrhundert durch andere Fabrikbauten erweitert wurde. Aber noch immer zeigt sich unter ihnen ein Gebäude mit Treppenturm und erinnert an die Zeiten der ausklingenden Gotik.

Von den übrigen Landgütern im Banne Münchenstein, die auf den Anhöhen rechts der Birs liegen und in erster Linie dem Landbau dienten, gehen einige in die nachgotische Zeit zurück. Das «Untere Gruth» wird bereits im Jahre 1532 erwähnt, das Landgut «Im Asp» entstand um das Jahr 1680. Das «Obere Gruth» folgte sodann anfangs des 18. Jahrhunderts. Man mag daraus ersehen, wie sehr die begüterten Städter das Landleben zu schätzen wußten und mit stattlichen Mitteln das ausführten, was heute mancher Wochenendhaus-Besitzer in bescheidenem Maß und ohne Landwirtschaft durch Lebensleute betreiben zu lassen anstrebt.

Im Flußgebiet von Birs und Birsig gehörten der Stadt Basel außer Binningen, Bottmingen und Münchenstein nur noch die kleinen Dörfer *Biel* und *Benken,* die abgetrennt vom übrigen Herrschaftsgebiet im Leimental lagen. In Benken wurde die alte Kirche 1546 und 1593 ausgebessert; doch sahen die Deputaten kaum dreißig Jahre später die Notwendigkeit eines Neubaues ein. In schlichtesten gotischen Formen erstand so ein Langhaus mit einem östlich angefügten Satteldachturm, der wie der frühere einen Chorraum enthielt. Das Pfarrhaus befand sich damals in einem üblen Zustand. Aber die Basler Deputaten fanden, es genüge, wenn man da und dort etwas ohne größere Kosten ersetze. Trotz aller pfarrherrlichen Klagen sah die Obrigkeit erst 1673 ein, daß auch ein neues Pfarrhaus erbaut werden müsse. Es ist jener Bau mit hoher Giebelseite gegen die Dorfgasse, an dem die großen gotischen Fenster regelmäßig eingesetzt sind; die des zweiten Wohngeschosses werden durch ein das Giebeldreieck belebendes Klebdach vor dem Wetter dieser Westseite geschützt. Das Rundbogentor im Untergeschoß, ebenfalls unter einem kurzen Dächlein, beweist, daß der Pfarrherr während langer Zeit einen Teil seiner Besoldung in Wein aus-

bezahlt erhielt. Das Pfarrhaus bot eigentlich nicht besonders viel Raum, weswegen im Jahre 1755 südwärts ein großer Anbau unter Walmdach an das bisherige Satteldachhaus angefügt wurde. Hier sieht man nun an den Fenstern, daß die Gotik endlich dem Barock gewichen ist. Auch die Treppenanlage im großen «Sommerhaus» zeigt deutlich die Wandlung des Stils; vorher mag eine steile Wendeltreppe hier noch den Zugang zu den oberen Stuben vermittelt haben.

In einer dem rechten Ufer des Birsigs entlanglaufenden Nebengasse von Benken finden wir ein weiteres gotisches Haus, das die Ortschaft besonders auszeichnet, weil es nicht die sundgauische Bauweise, sondern deutlich die des eigentlichen Baselbiets aufweist. Dieses sogenannte Schnider'sche Haus besitzt einen gemauerten Wohnteil mit hohem seitlichem Giebel und dem gebrochenen Satteldach, das vorne auf Bügen aufsteht. Es hat dreigeteilte gotische Fenster in der Traufseite und einen gotischen «Kreuzstock» über der Rundbogentür. Natürlich fehlt hier auch die rundbogige Kellertür nicht. Ein drittes noch in gotischen Formen erstelltes Haus ist die Mühle, die mit ihrem hohen Krüppelwalmgiebel darauf hinweist, wie sehr das Müllergewerbe in jener Zeit blühte. Die Mühle muß einstmals zu der Baugruppe des Weiherschlosses gehört haben, das bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts wenige Schritte weiter östlich gestanden und besonders deutlich die gotische Bauweise gezeigt hat.

Wenn wir nun die Dörfer betrachten, die südlich Basel zum Staate des Fürstbischofs von Basel gehört haben, so sehen wir, daß der sundgauische Einschlag weit stärker war, als in jenen Orten, die alt-baslerischer Besitz waren. Gotische Steinhäuser sind hier im Leimental wie im Birseck selten. So wie *Allschwil* weit drüben als letzter bischöflicher Besitz nur *ein* Steinhaus nahe dem Dorfplatz aufweist, so finden wir in *Oberwil* am Dorfplatz selber das frühere Pfarrhaus aus der spätgotischen Zeit mit hohem Giebel, dem seitlich eine Laube angefügt ist, und in *Therwil,* dem einst stattlichsten Dorfe weit und breit, ein Bauernhaus an jener breiten Dorfgasse, die von Norden her gegen die Kirche führt (Mittlerer Kreis), an dessen Fassaden vor wenigen Jahren zweiteilige gotische Fenster im Mauerwerk zum Vorschein kamen und die man gerne neben den jüngeren Fenstern zeigte, soweit dies noch möglich war. Gotische Hausteile konnten wir bis vor kurzem in Therwil noch mehrere entdecken, auch dort, wo die sundgauische Bauweise deutlicher zutage tritt. Ein besonders schmuckes Bauernhaus ist jenes, das am Straßenstück des «Mittleren Kreises» steht, das die Bahnhofstraße mit der Benkenerstraße verbindet. Es ist ein richtiges Dreisäßenhaus im alten Charakter, mit Wohnteil, Scheune und Stall unter einem First. Der Wohnteil weist an seiner südlichen Traufseite gotische Reihen-

fenster auf. Die Türeinfassung ist eigentümlich profiliert, indem gotische und barocke Elemente sich mischen; zu den letztern zählen die «Ohren» im oberen Teil der Gewände. Ebenfalls reich ausgestattet ist der große Torbogen der Scheune. Hier finden wir mit dem Datum 1675 auch deutlich die Zeit angegeben, in der in unserer Basler Landschaft die gotische Bauweise langsam zurücktrat und der barocken Platz machte.

Es ist kein Wunder, daß auch die Kirche des gleichen Dorfes eine solche Stilmischung erlebt hat. Da das Gotteshaus *St. Stephan* in *Therwil* ein Bauwerk aus der Zeit der beginnenden Gegenreformation ist, so ist es doppelt begreiflich, wenn es in gotischer Gesinnung begonnen, aber in barocker ausgestattet und vollendet wurde. Die St.-Anna-Kapelle im Kirchhof nördlich beim Tor gibt sich noch völlig gotisch und auch der Chor der Kirche mochte es anfänglich so gewesen sein. Aber dann wurden die Formen mächtig, welche durch das Konzil von Trient und nachfolgende italienische Baumeister und Ordensleute immer stärker in die Länder nördlich der Alpen eindrangen. Wir werden daher bei der Beschreibung des Aufkommens neuer Baustile im Baselbiet nochmals auf die Kirche von Therwil zu sprechen kommen.

In Ettingen und Reinach finden wir soviel wie nichts mehr aus der spätgotischen Zeit. Das mag den Folgen des Dreißigjährigen Krieges zuzuschreiben sein, der im Fürstbistum besonders von 1633 an furchtbaren Schaden anrichtete, von dem sich auch die sogenannten deutschen Ämter Birseck, Pfeffingen und Zwingen-Laufen nur schwer erholten.

In *Aesch* blieb das in den Jahren 1604 bis 1607 erbaute Schloß der Familie Blarer von Wartensee durch die Wirren der Kriegszeit bestehen. Die Erbauer gehörten einer ursprünglich ostschweizerischen Familie an, welcher auch der Bischof Jakob Christoph Blarer, der tatkräftige Förderer der Gegenreformation im Fürstbistum, entstammte. Dieser hatte die Obervogtei Pfeffingen seinem Bruder übertragen und ihm versprochen, das Amt auch seinen Nachkommen zu sichern. Allein das Wohnen auf dem großen Bergschloß *Pfeffingen,* das nach 1570 noch einen neuen Wohnbau vor den mächtigen alten Bergfried gesetzt bekommen hatte, erschien der Familie Blarer bald zu wenig bequem; sie siedelte sich deshalb lieber im kleinen Dorfe Aesch an, wo es auf der Landstraße ins Birstal mehr zu sehen gab. Das Aescher Schloß galt als Freihof. Sein Aussehen war noch richtig wehrhaft, ein letztes Beispiel eines spätgotischen Edelsitzes. In einem der Talstraße entlanggestreckten Rechteck, das an den vier Ecken je einen Rundturm besaß, erhob sich im vorderen Teil gegen das Dorf der Hauptbau quer zu dem davor sich breitenden und von Stall- und Nebenbauten umgebenen Hof; an zwei Ecken befanden sich höhere Ecktürme, und an der Südseite

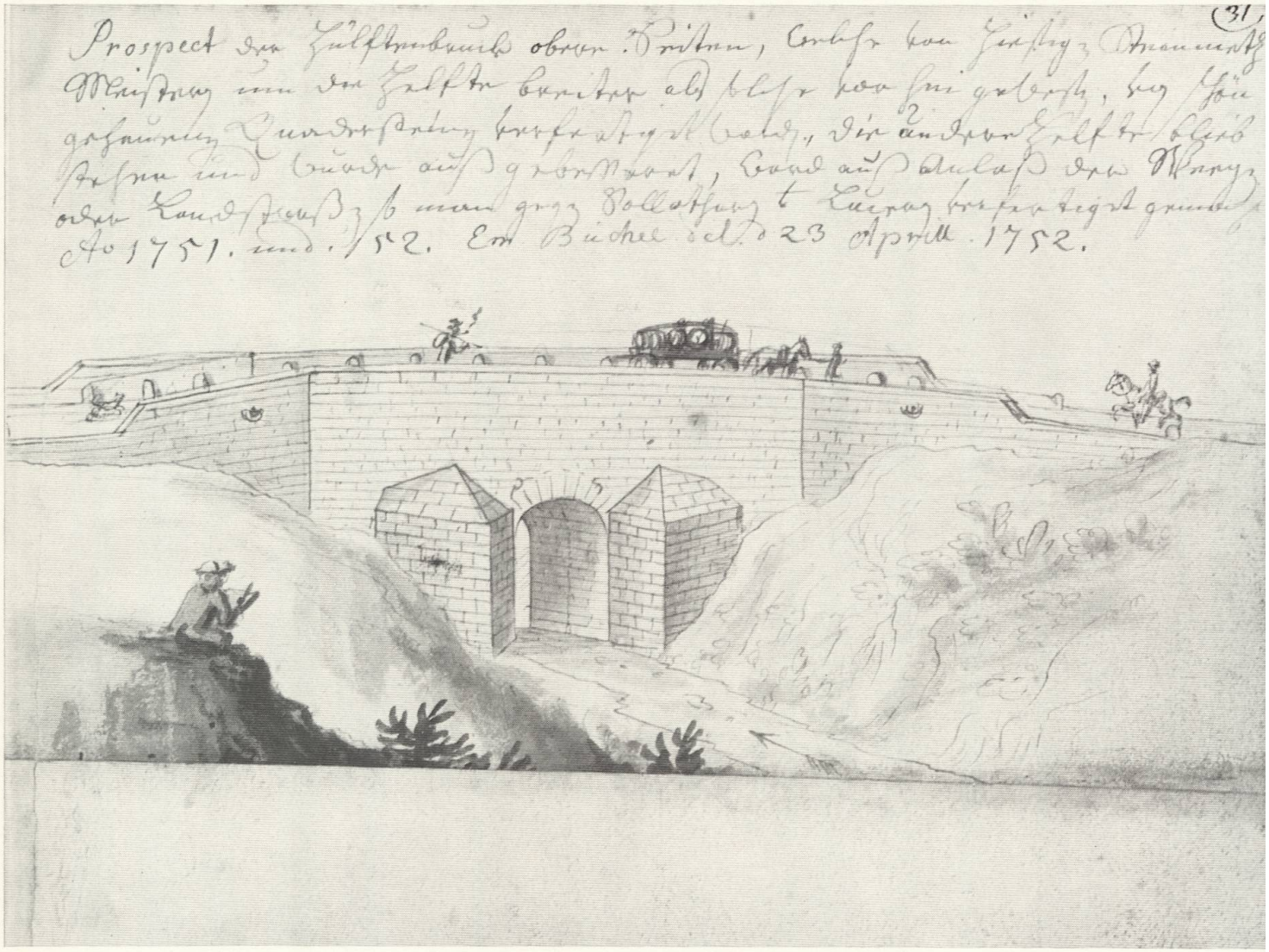
stand der Turm, der die Treppe aufnahm. Den südlichen Teil des Gevierts nahm der prächtige, seit der Zeit um 1700 in französischer streng symmetrischer Manier angelegte Garten ein. So zeichnete Emanuel Büchel im Jahre 1755 das Schloß.

Der sogenannte «Neue Bau» im Schloß Pfeffingen war ein hochstrebender Bau mit Staffelgiebeln gegen Osten und Westen und einem nach Norden vortretenden Turm; ferner fand sich an der Ostseite, wo man wunderbar ins tiefeingegrabene Birstal bei Duggingen hinuntersah, ein lustiger Erker auf hohem Pfeiler. Zwei von Rundtürmen eingefaßte Tore gewährten von Norden und von Osten Einblick in den Hof unter dem 1571 bis 1574 errichteten Schloßteil. Aber es scheint, daß der Zerfall der Burg Pfeffingen gerade hier am kräftigsten einsetzte und den «Neuen Bau» am stärksten mitnahm; denn von ihm blieb am wenigsten übrig, als die Burg völlig verlassen wurde.

Auch die *Pfarrkirche* in *Pfeffingen* erlebte in den Jahrzehnten, da Bischof Jakob Christoph Blarer im Jura regierte, eine Erneuerung. Der Chor wurde erweitert und im Gewölbe mit einem Schlußstein versehen, der das Wappen mit dem roten Hahn der Familie Blarer und das Datum 1606 trägt. Zwei Jahre vor dem Tode des Gegenreformators, der 1588 die Gemeinde zu Pfeffingen mit oberherrlicher Gewalt zur katholischen Religion zurückgebracht hatte, war also der Kirchenchor beendet worden. Aber die Ausstattung des Gotteshauses ging noch weiter, denn 1611 wurde das Weihwasserbecken am Westportal der Kirche geschaffen, vielleicht von einem Meister, der aus Solothurn stammte.

Schon immer war *Arlesheim* und das darübergelegene Schloß *Birseck* ein beim Bischof von Basel beliebter Ort gewesen. Auch Jakob Christoph Blarer nahm nach seinem Amtsantritt 1575 zuerst Wohnsitz allda, ehe er ins Schloß Pruntrut zog. Sein Nachfolger, Wilhelm Rink von Baldenstein, nahm von 1610 an größere Umbauten an Birseck vor. Zahlreiche Handwerker waren lange Zeit am Werk, und die Leute aus den bischöflichen Dörfern des Birsecks leisteten anstelle von Steuergeldern manche Frontage. Es scheint, daß damals das Äußere wie das Innere des Schlosses mitsamt dem meisten Mobiliar völlig erneuert wurde. Auch zur künstlerischen Verschönerung der Burg wurde manches beigetragen; so ließ der Obervogt Gottfried Christoph Peutinger von Meister Martin Kornhaß, dem Bildhauer zu Basel, das fürstbischöfliche Wappen in Stein hauen. 1613/1614 war «der Maler von Laufen» tätig, den Altar in der Schloßkapelle einzufassen und zu malen. Der laufende Brunnen im Schloß wurde mitsamt der Zuleitung unter großen Kosten erneuert. Auch eine Uhr und eine Sonnenuhr waren auf Birseck angebracht.

5 Ergolzbrücke in Augst, 1754



6 Brücke über den Hülftenbach, verbreitert 1751/52

Die heute noch im Vorhof des Schlosses stehende Scheune wurde im Jahre 1618 neu erbaut. Eine an der Wand eingelassene Wappentafel mit dem genannten Datum erinnert an den damaligen Bischof Wilhelm Rink von Baldenstein.

Während des Dreißigjährigen Krieges, als Pruntrut von den Schweden und Franzosen besetzt war, wohnte der von dort geflohene Bischof mit seinem stark verkleinerten Hofstaat zeitweilig auf Schloß Birseck. Er ließ sich von Solothurn eine Schutztruppe geben, welche auch das Dorf in Obhut nahm und so als neutralen Boden vor einem Überfall bewahrte. So blieb der gotische Charakter des Schlosses über die weitere bischöfliche Zeit bewahrt, und man kann auch heute noch, nach dem Brand vom August 1793, erkennen, daß der Barock an Birseck vorüber ging, ohne Spuren zu hinterlassen.

Das Dorf Arlesheim zu Füßen der Burg Birseck war offenbar seit dem Ende des Mittelalters als privater Wohnsitz bei verschiedenen Adelsfamilien beliebt, deren Häupter am bischöflichen Hofe Dienste leisteten. So befanden sich am östlichen Rande des Dorfes, das lieblich in das kleine aus den Jurabergen tretende Tal gebettet war, zwei Landsitze, die beide ein stattliches Aussehen besaßen und von großen, mit Mauern eingefaßten Gärten umgeben waren, östlich des Baches das Schloß der Familie von Flachslanden, und am linken Ufer, etwas erhöht, das Schloß der Herren von Ostein. Beide Gebäude zeichneten sich durch angefügte Türme aus, die aber mit Wohngemächern versehen waren und keinen Wehrzwecken mehr dienten. Der Basler Geometer Jakob Meyer (1614–1678) hat diese, jetzt verschwundenen Landsitze auf seinem großen Plan des unteren Birstales festgehalten.

Zwischen Birs und Ergolz

Die Dörfer Muttenz und Pratteln nahmen im Baselbiet immer schon wegen ihrer Lage zwischen der Stadt mit ihrer südlichen Nachbarschaft und dem eigentlichen zusammenhängenden Teil der alten Basler Landschaft eine gewisse Sonderstellung ein. Sie zählten aber auch stets zu den volkreichsten Ortschaften, die wie es scheint, auch eine habliche Bevölkerung besaßen. Kein Wunder, daß wir hier noch recht viele Häuser mit gotischen Ausmaßen, Dächern, Fenstern und Türen vorfinden. In *Muttenz* ließen sich um die wehrhafte Kirche des späten Mittelalters im Oberdorf, an der Burggasse, an der Geispelgasse, der Baselgasse und der breiten Hauptstraße mehr als zwei Dutzend prächtige Häuser des 16. und 17. Jahrhunderts aufzählen. Da ist einmal das Pfarrhaus an der Ecke zwischen Hauptstraße und

Baselgasse; an seiner östlichen Giebelseite findet sich die Rundbogentür mit dem Datum 1534, also ist das Haus kurz nach der Einführung des reformierten Glaubens für den Pfarrer und seine Familie erneuert worden. Unter einem Wetterdächlein dieser Ostseite findet sich ein vierteiliges Fenster; gotische Fenster zieren auch die Nord- und die Südseite. An der Westseite wurde in barocker Zeit ein Anbau vorgenommen. Das Haus an der Baselgasse 31 weist ebenfalls ein dreiteiliges gotisches Fenster auf. An der Hauptstraße mischen sich größere und kleinere Bauernhäuser in lebhafter Staffelung. An der westlichen Gassenseite bringt der sogenannte «Hof» (früher Huberisches Gut genannt) einen deutlichen Unterbruch in die Häuserzeile, durch seinen quergestellten Bau, nach elsässischer Art mit einem Krüppelwalmgiebel gegen die Straße. Der Aufstieg zu den oberen Geschossen ist, wie im 16. und 17. Jahrhundert bei solch herrschaftlichen Häusern allgemein üblich, in einen Treppenturm gelegt, der hier polygon vortritt und über der Tür das Datum 1668 aufweist. Der Garten wurde von der Familie Huber und ihren Erben gegen Ende des Jahrhunderts stattlich erweitert und ausgeschmückt. Die Ausdehnung ließ sich damals noch gut bewerkstelligen; denn das Gut lag am nördlichen Ende der Dorfgasse, dort, wo sich der in ihrer Mitte fließende Bach bald in den Kiesböden südlich der Hard verlor. So zeigt der «Hof» noch heute an, wie weit am Ende des 17. Jahrhunderts und noch lange darüber hinaus die Ortschaft Muttenz reichte.

Rings um die Kirche von Muttenz finden sich noch heute manche Bauten, die seit Jahrhunderten Nachbarn geblieben sind. So bilden die Häuser Oberdorf 2, 4 und 6 wenige Schritte südlich der hohen Kirchenburg eine noch unberührte Baugruppe der Zeit um 1550–1650, also aus jener Epoche, da das nahe Gotteshaus einen erhöhten und mit einem Spitzhelm versehenen Turm erhielt (1630). Auch die Innenräume, vor allem von Nr. 2 und 4, haben kaum Veränderungen seit der Erbauung durchgemacht. Am Scheunentor von Nr. 2 findet sich das Datum 1733; aber nichts deutet auf einen anderen als einen im gotischen Sinn werkenden Meister hin. Bei Nr. 4 freuen wir uns über das dreiteilige gotische Fenster und das Scheunentor von 1684. An der gegenüberliegenden Ecke zur Burggasse, die nach den Burgen auf dem Wartenberg hinansteigt, überrascht uns der in seinen drei Geschossen vollkommen gotisch erhaltene Gasthof «Zum Schlüssel». Streng geordnete Fenstereinteilung läßt auf eine ziemlich späte Erbauung, etwa um 1650 schließen.

Am nördlichen Ende des bis vor hundert Jahren an den Rhein und die Birsmündung reichenden Gemeindebannes von Muttenz lag noch um 1930 ein höchst bemerkenswertes Hofgut im weitoffenen Feld, seit dem Mittelalter «Klein-Rheinfelden» genannt, erst in neuerer Zeit als «*Birsfelderhof*»

bezeichnet. Während Jahrhunderten wurde allein von hier aus der flache Boden zwischen den Hochgestaden von Rhein und Birs bewirtschaftet; von einer Ortschaft Birsfelden war damals und noch bis um 1820 nichts zu sehen. In wenig mehr als 120 Jahren verschwand seitdem nicht nur der Hof, sondern auch sein Acker- und Wiesland unter der wenig gepflegten Überbauung. Der im Jahre 1274 erstmals erwähnte Hof Klein-Rheinfelden kam kurz darnach an das Kloster St. Alban, dessen Güterverwaltung ihn über die Reformation hinaus bis 1674 innehatte und verlieh. In diesem letztgenannten Jahr kam Klein-Rheinfelden an den Handelsmann Hans Heinrich Gernler, dem die Pfleger des Klostergutes die Erbauung einer neuen Behausung mit Scheuer und Stallung erlaubten. Ein geschickter Baumeister erstellte nun ein prächtig ausgedachtes Zusammenspiel von Bauten, die von einer großen rechteckigen Mauer mit Ecktürmchen umschlossen waren, so recht ein Musterbeispiel eines wohlüberdachten Hofgutes aus dem Übergang von der Gotik zum Barock. Westlich des Weges, der das Geviert in zwei Hälften teilte, erhob sich zwischen Baum- und Gemüsegarten der Wohnbau, vom Mittelweg her über einen kleinen Hof erreichbar, an dem ein kleiner Turm sich mit dem Waschhaus verband. Die beiden Giebelseiten des Wohnhauses wurden oben durch Ansätze von Staffeln ausgezeichnet; die kleinen, in zwei Geschossen eingeteilten Giebelfenster bekamen durch Klebdächlein einen sicheren Wetterschutz. Die beiden Wohngeschosse zeichneten sich durch große, regelmäßig sich folgende, von Mittelpfosten geteilte Fenster aus, die durch ihre Profilierung gotisch wirkten, aber durch ihre großen Flächen bereits barocken Einschlag nachwiesen. Das Haus war durch einen mit Tonplatten belegten Mittelgang, der hier die Treppe, dort die Küche aufnahm, zweigeteilt. Die Türen zu diesem Gang waren aus dessen Achse verschoben, damit daneben je ein Fenster genügend Licht einlassen konnte. Der das Hofgut durchquerende Weg war in der Erbauungszeit mit Toren nach außen abgeschlossen, über denen Staffelgiebel aufragten. So zeichnete Georg Friedrich Meyer, der Basler Feldmesser, im Jahre 1678 das vor kurzem entstandene Prachtsgut.

Ein anderes Gut, das ebenfalls auf Muttenzer Boden nahe dem Rhein gelegen war, war das «*Rote Haus*», einst ein Kloster und 1286 erstmals erwähnt. Dieses kam schon vor der Reformation nicht recht zum Blühen; 1525 mußten seine Bauten eine Plünderung und Schädigung durch die aufständischen Bauern über sich ergehen lassen. Die Stadt verkaufte das Gut an einen Buchdrucker und 1553 erwarb es Reinhard van Berchem, der die Bauten in der Art der ausgehenden Gotik erneuerte. Georg Friedrich Meyer zeichnet das Rote Haus in diesem Zustand. Leider ist heute davon nichts mehr vorhanden.

Das Dorf *Pratteln* besaß in seinem alten Kern schon immer recht stattliche Bauten. Seit 1356 stand an seinem Nordrand das Schloß, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts und später verschiedene Veränderungen an seinem mittelalterlichen Bestand hinnehmen mußte. Nachdem von 1535 an Henman Offenburg, Vogt zu Farnsburg, das Pratteler Schloß besessen hatte, ging dieses im Juni 1557 an den Reisläufer Bernhart Stehelin über, der in französischen Diensten zu Vermögen gekommen und von König Heinrich II. zum Ritter geschlagen worden war. Stehelin hatte schon im Spätherbst 1556 Wohnsitz im Wasserschloß genommen und ließ, nachdem er es erworben, größere Um- und Neubauten daran vornehmen. Neben Ställen, die vielleicht außerhalb des Grabens entstanden, muß er eine neue Umfassungsmauer und das Torhaus erbaut haben. Am Scheitel des Torbogens findet sich das Datum 1558. Möglicherweise hat er auch auf der Ostseite des Hauptbaues jenen Anbau auf die Zwingermauer gesetzt, der als «Patronentasche» bezeichnet wird. Sicher stammen auch eine ganze Anzahl von Fenstern aus der Zeit dieses baufreudigen Besitzers, der allerdings nur kurz in Pratteln wohnte und schon 1570 starb. Während manchen Jahrzehnten erlebte dann das Weiherhaus keine guten Zeiten. So geriet es 1642 in die Hände eines Bauers, der sofort einen Teil der Gräben zuschütten ließ und Rüben auf dem so gewonnenen Lande pflanzte. Da die Stadt Basel aber damit nicht einverstanden war, weil sie das Schloß als «offenes Haus», d.h. als ein für sie wichtiges Vorwerk ihrer Ringmauern, ansah, mußten die Gräben wieder ausgehoben und der frühere Zustand hergestellt werden. Georg Friedrich Meyer hat den Bau 1678 mit seiner Feder festgehalten. Wenn wir seine Darstellung mit jenen Aquarellen vergleichen, die Emanuel Büchel 1735 angefertigt hat, so können wir feststellen, daß im Äußern während langer Zeit nichts mehr am Schloß verändert wurde. Es ist tatsächlich auch heute noch so, daß nur im Hofe die Laubengänge ein barockes Gepräge erhielten, alles Übrige hat sein spätgotisches Aussehen bewahrt.

Südlich des Schlosses lag um die alte, mit einer Festungsmauer umgebene Kirche das Dorf. In seinen Gassen finden sich noch zahlreiche steinerne Häuser der spätgotischen Zeit, und wir können wie in Muttenz erkennen, daß auch hier ein gewisser Reichtum herrschte, der die Liegenschaftsbesitzer zum Bauen im Stil der späten Gotik reizte. Allenthalben sehen wir noch – trotzdem in neuerer Zeit mancher Neubau an den alten Gassen entstanden ist – Fenster und Türen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, sowohl an der in das südlich ansteigende Tälchen ziehenden Schauenburgerstraße wie an der westwärts verlaufenden Mayenfelserstraße oder an der bei der Westseite der Kirche verlaufenden Schmiedgasse. Am deutlichsten wird uns aber die Bedeutung des Dorfes Pratteln in jener Blütezeit des

Bauernstandes, wenn wir die Hauptstraße durchschreiten. Diese beginnt wohl mit ihrer Numerierung am Nordwestende des alten Dorfes, aber der eigentliche Hauptgassenzug der alten Siedelung beginnt erst dort, wo die Kirchenburg eine Biegung notwendig macht und ein breiter langer Platz sich ostwärts hinzieht. Es sieht so aus, als wäre dieser Hauptteil der Siedelung auf die Kirche hin ausgerichtet, die als ummauerte Feste das Ganze zu übersehen vermag. Doch ist im späten 16. Jahrhundert oder anfangs des 17. Jahrhunderts in den Kirchenbering dieser Ostseite das *Pfarrhaus* hineingebaut worden. Die großen zweiteiligen Fenster verraten deutlich die Bauzeit in der ausklingenden Gotik. Schräg gegenüber dem Pfarrhaus, an jenem Teil der Hauptstraße, der eben vom Dorfplatz zur großen Dorfgasse umbiegt, steht ein schönes spätgotisches Haus (Nr. 33), mit großem Giebel gegen Süden, an den eine dreistöckige Laube angefügt ist. In allen Geschossen erfreuen uns gotische Fenstergewände. Nördlich des Wohnteils ist noch ein Stallbau erhalten mit großem Rundbogentor und ebenfalls rundbogiger Stalltüre. In den beiden Häuserzeilen, welche den stattlichsten Teil der Hauptstraße einfassen, finden wir oder fanden wir bis vor wenigen Jahren zahlreiche ansehnliche Häuser. Emanuel Büchel hat sie alle 1735 gezeichnet und das ungestörte Bild dieses Prachtsbeispiels einer Baselbieter Dorfgasse festgehalten. Heute ist immerhin noch einiges weniges zu sehen, das die alte Schönheit bezeugt, so noch Häuser mit gotischen Fenstern und Türen.

Zu oberst im Tälchen südlich von Pratteln liegt das Landgut *Neu-Schauenburg,* das schon im 14. Jahrhundert als Hof entstanden war, der die darüber sich erhebende Burg gleichen Namens mit dem Lebensnotwendigen zu versorgen hatte. Bis zum Jahre 1527 war die Familie Offenburg Besitzerin der zerfallenden Feste. Später kam die letztere durch Erbschaft erneut in die Hand der Offenburger und ihrer Verwandten; dazu gehörte der Hof, der während einigen Jahrzehnten bis zur Reformation ein Klösterlein gewesen war, erst für Brüder, dann für Beginen. Auf dem Hof wohnte der badische Junker Philipp Rudolf Drais von Sauerbronn, der ein Fräulein von Offenburg zur Frau genommen hatte, von 1645 bis 1661. Vermutlich war es dieses Paar, das die im östlichen Teil des langgestreckten Wohngebäudes erhaltenen gemalten Balkendecken in Auftrag gegeben hat. Da in jenen Jahrzehnten die Basler Malerfamilie Wannenwetsch zahlreiche solcher Deckenmalereien geschaffen hat – auf den Brettern stets mit Ranken aus freier Hand hingeworfen –, so könnte auch dieses vor kurzem auf Neu-Schauenburg zum Vorschein gekommene Kunstwerk einem Glied dieses einfallsreichen Geschlechts zuzuschreiben sein.

V. Barocke Bauzeit

Wann im Baselbiet das Bauen im Barockstil begonnen hat, ist schwer zu sagen. Schon in großen Zentren der Kunst gibt es keine klare Zäsur zwischen der althergebrachten Bauweise und der neu aufkommenden. Wie stark die Kräfte des Verharrens und Bewahrens sind, merkt man noch deutlicher in Gegenden und Talschaften, die nicht im Mittelpunkt wirtschaftlicher Blüte und folglich gesteigerter Bautätigkeit standen. Sie mußten sich mit Handwerkern und Künstlern bescheiden, die neumodischen Kunstformen noch nicht zugetan waren, und haben daher ihren altertümlichen Charakter länger bewahrt.

Die Verlangsamung in der Übernahme neuer Kunstweisen ist nicht unbedingt ein Nachteil. Hatten die Meister im Bauen, Malen, Schnitzen ihre Sache gut gelernt, so gaben sie diese gerne in ihrer einmal gewohnten Art weiter, von Vater auf Sohn, von Meister auf Lehrling. Sicher ließ sich selten einer von dem abbringen, was er mit sicherer Hand konnte; daher mag es die Regel sein, daß der in ein gewisses Alter gekommene Meister nicht mit neuen Stilmerkmalen zu pröbeln begann, sondern dies den Jungen überließ, die auf die Wanderschaft zogen, um ihr Handwerk zu erlernen.

In Basel wird durch die Aufnahme von Glaubensflüchtlingen im 16. und 17. Jahrhundert manche neue künstlerische Form und Neigung in das bisherige Kunstschaffen hineingeraten sein. Die bekannteren Künstler nach der großen Blütezeit, die von Hans Holbein dem Jüngeren geprägt ist, haben sich jedenfalls mit solchen von außen kommenden Strömungen auseinandergesetzt, so Ludwig Ringler, Hans Hug Kluber, Hans Bock. Wie andernorts weiß man mehr von den Malern als den Baumeistern. Die Ersteller von Häusern blieben eher im Verborgenen als die Verfertiger von Porträts oder jene, welche die Wände der Gebäude mit farbigem Schmuck versahen.

Wenn es in Basel so stand, wie viel mehr mußte es auf der Landschaft der Fall sein, wo man in althergebrachter Weise seine Häuser, Wohnbauten, Ställe, Scheunen und Schöpfe baute! Nur Leute, die auf irgendeine Weise mit der Stadt in engerer Verbindung standen, die Herren Land- und Obervögte, die Schultheißen von Liestal und die dortigen Stadtschreiber, nahmen sich Baufachleute und Künstler aus Basel. Die übrigen, Bürger und Bauern, begnügten sich mit den ihnen in den Städtchen und Dörfern zur Verfügung stehenden Handwerkern. Aber auch unter diesen gab es manchen, dessen Handfertigkeit und Tüchtigkeit recht lobenswert war. Wir haben schon in einem vorhergehenden Abschnitt gesehen, wie lange die gotische Bauweise sich im Baselbiet hielt. Das war diesen einfachen Maurern,

Steinmetzen, Zimmerleuten, Schlossern und Schreinern zuzuschreiben, welche mit ihren Gesellen so manchen formschönen Bau in den Dörfern aufrichteten und gestalteten.

Bis in die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und noch weit darüber hinaus erhielt sich die Aufteilung der Fassaden nach der herkömmlichen gotischen Weise. Fenster und Türen behielten die Profilierung mit den beliebten Hohlkehlen bei. Nur die Fensterflächen wurden größer, die Einteilung der Sprossen deshalb auch anders. So merken wir etwa an den Pfarrhäusern von *Diegten,* von *Kilchberg* und von *Wintersingen* bereits einen deutlichen Einschlag des Barocks, einmal an den Fenstern, dann aber auch an der Regelmäßigkeit, mit welcher diese über die Fassaden verteilt sind. Erst zwischen 1680 und 1720 tritt demnach die Gotik in unserer Landschaft zögernd hinter die an andern Orten längst geübten Bauformen des Barock zurück.

Stadtplanung in Arlesheim

Nur *eine* wichtige Ausnahme gegenüber dem gewohnten Bauen in der Basler Landschaft zeigt sich dort, wo nicht die Stadt Basel zu regieren hatte, sondern ihr Gegenspieler, der Fürstbischof von Basel und sein geistliches Wahlkollegium, das Domkapitel. Als im Jahre 1529 die Lehre der Reformation ihren endgültigen Einzug in der Rheinstadt hielt, waren sowohl der geistliche Fürst wie das Domkapitel gezwungen, sich von Basel wegzubegeben. Der Landesherr schlug seine Residenz im alten Schloß zu Pruntrut auf; die Domherren aber ließen sich in Freiburg im Breisgau nieder, wo es ihnen wohl war, da die meisten von ihnen dem vorderösterreichischen Adel angehörten und dort nicht nur ihre eigenen Familiengüter in der Nähe hatten, sondern auch die Einkünfte aus vielen Besitzungen des Basler Domstifts im Breisgau genießen konnten. Als aber im Jahre 1678 die Stadt Freiburg in die Hände des französischen Königs Ludwig XIV. gefallen war, behagte es den Domherren auch in dieser Stadt nicht mehr, und sie erwirkten sich die Erlaubnis des Herrschers, wegziehen zu dürfen. Die Wahl eines neuen Wohnsitzes war nicht leicht zu treffen. Da Pruntrut nur zum weltlichen Besitz des Bistums gehörte, die geistlichen Befugnisse im größten Teil des Elsgaues aber nicht ihm, sondern dem Erzbischof von Besançon zustanden, kam diese Stadt für das Domkapitel nicht in Frage. In Delsberg hatten sich nach durchgeführter Reformation in Münster (Moutier) die Glieder des dortigen Chorherrenstiftes Münster-Granfelden festgesetzt, die keine eigene Kirche besaßen, sondern die Delsberger Pfarrkirche mitbenützten. Die Enge des Städtchens an der Sorne liebten

die größere Verhältnisse gewohnten Herren des Domkapitels nicht; mehr wert war ihnen die Nähe der Stadt Basel und so kamen sie bei der Wahl eines neuen Wohnsitzes auf das Dorf *Arlesheim,* das noch auf deutschsprachigem Boden lag und schon seit langem bei den Adeligen am bischöflichen Hof einen guten Ruf genoß. Es lagen da ja die Flachsländischen und Osteinischen Schlösser mit ihren großen Gärten und darüber erhob sich die Burg Birseck, auf der ein bischöflicher Obervogt während längerer Zeit nicht nur über die Dörfer in Basels nächster Nähe, sondern auch über die rechtsrheinischen, also breisgauischen Dörfer Istein und Huttingen, Schliengen, Mauchen und Steinenstadt regierte.

Zuerst quartierten sich die Domherren bei ihren Freunden und Verwandten in Arlesheim und anderen Orten des Birsecks ein. Aber sie beabsichtigten, diesen Zustand möglichst bald zu ändern. Der Fürst in Pruntrut, Johann Konrad von Roggenbach (1656–1693) half ihnen, ihre Pläne zu verwirklichen; im November 1679 erwarb er in Arlesheim Grundstücke, auf denen ein neuer Dom und die zugehörigen Domherrenhäuser entstehen sollten. Der Platz war gut gewählt: Er nahm eine leichte Hügelwelle südlich des in ein kleines Seitental eingebetteten Dorfes ein, wo ein Bauwerk sicher dominieren mußte. Am 23. Oktober 1679 war der Beschluß gefaßt worden, Arlesheim zum Sitz des Domkapitels zu machen, und schon einen Monat später nahm man die Bauarbeiten in Angriff. Die Risse des Architekten müssen zu diesem Zeitpunkt bereits vorgelegen haben, sowohl für den Dom wie für die Anlage des Platzes davor, an dem in regelmäßiger Weise die Häuser für die Domherren errichtet werden sollten.

Allen Respekt vor dem Verfertiger dieser Pläne, die für die Schweiz etwas fast Einmaliges bedeuten! Denn hier in Arlesheim wurde eine kleine *Stadt* geplant, wie sie der barocke Baueifer in manchen kleineren und größeren Residenzen Deutschlands ins Leben rief. Vielleicht wollte man vorerst nur eine bescheidene Anlage entstehen lassen, die sich dann im Laufe der Zeit ausweiten und aufblühen sollte, als Ersatz für das nahe Basel, dessen Verlust der Fürstbischof und sein Hof nie ganz verwinden konnten.

Wer war nun der Architekt, der von den maßgebenden Herren ausersehen wurde, den Dom und die zugehörige Stadtanlage zu planen und Wirklichkeit werden zu lassen? Aus den erhaltenen Bauakten geht hervor – Hans Reinhardt hat im Jahre 1932 diese Entdeckung gemacht –, daß Bischof und Domkapitel sich auf einen Baumeister einigten, der in Eichstätt im Bayrischen tätig war und sich in dieser Stadt eines geistlichen Fürsten sehr bewährt hatte. Es war *Jakob Engel* (1631–1714), ein gebürtiger Bündner aus dem italienisch sprechenden Tale Misox, das sich vom Sankt Bernhardin-Paß gegen Bellinzona hinunterzieht. Aus dem kleinen Dörfchen

Monticello kam Engel her; eigentlich hieß er Giacopo Angiolini und war wie manche seiner engeren Landsleute in die Dienste geistlicher Fürsten in Süddeutschland getreten.

In Eichstätt stehen heute noch viele Bauten von Jakob Engel. Die Beziehungen zwischen dem Domstift Basel und jenem von Eichstätt waren schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts recht eng, weil der Basler Bischof Johann Franz von Schönau (1651–1656) in seinen jüngeren Jahren Dompropst in Eichstätt gewesen war. Seine Familie besaß auch in Eichstätt am Roßmarkt einen nach ihr genannten Hof. Dann war vor allem auch die Familie Schenk von Castell in Eichstätt beheimatet und nahm dort eine bedeutsame Stellung ein; ja mehrere Glieder waren im 17. und 18. Jahrhundert Fürstbischof daselbst, so als erster Marquard II. Schenk von Castell (1636 bis 1685), auf ihn folgte Johann Euchar Schenk von Castell (1685–1697). Diese Familie nun stammte aus dem Thurgau und war im Gefolge von Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee zu Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Zweig auch ins Bistum Basel gekommen. Die Schenk wohnten in Delsberg und mehrere von ihnen waren Beamte am Hofe des Basler Bischofs. So ist es leicht begreiflich, daß, als sich in Arlesheim große Bauaufgaben zeigten, das Basler Domkapitel sich an seine Freunde in Eichstätt wandte und von dort her Jakob Engel empfohlen bekam.

Aber leicht war es nicht, den Baumeister in Arlesheim beim Bau zu behalten. Immer wieder mußte er in Eichstätt, wo eben damals große Brände Zerstörungen angerichtet hatten, zum Rechten sehen. Die Pläne Engels zeigten einen schlichten, fast herben Stil des Barocks, der aus dem Italienischen nach Süddeutschland gekommen war. Jakob Engels Heimat weist ja auch manche solcher Bauten auf. Die Fassade gegen den Domplatz wirkte schwer und gedrungen, ursprünglich stärker als heute, da im 18. Jahrhundert eine Ausschmückung einzelner Bauteile im Sinne des Rokoko erfolgte. Ein breites Gesims schließt die drei unteren Geschosse der Türme mit dem Hauptteil der Fassade zu einem breitrechteckigen Block zusammen. Das Hauptportal in der Mitte mit der Nische darüber, welche die Skulptur Mariens enthält, scheint mit der Aufteilung der ganzen Fassade nichts gemein zu haben. Das war beim ursprünglichen Zustand, der auch im Mittelteil der Fassade nur die gleichen Fenster zuließ wie an den Türmen, schon so und ist auch durch die Verlängerung zweier Fenster in je eines links und rechts über dem Portal nicht anders geworden. Der mit Voluten abgetreppte Giebel über dem Langhaus und die beiden niedrig erscheinenden Kuppeltürme sitzen so knapp auf dem großen Gesims auf, daß man meint, sie heben und ein Stück Wandfläche einschieben zu müssen. Dann wäre allerdings die Fassade völlig anders geworden, als Engel gewollt hat;

denn der Sockelbau der Fassade bis zum Gesims ist gleich hoch, wie die Türme über dem Gesims bis zur kleinen Kuppel der Laterne.

Das Äußere der dreischiffigen Kirche wirkt auch auf den Langseiten äußerst schlicht. Da kein Querschiff besteht, enden die Seitenschiffe nach einer abgerundeten Ecke flach am Ansatz des halbrund schließenden Chores. Auch die Dächer der drei Schiffe sind rund abgewalmt. Sowohl im Hauptschiff wie in den Seitenschiffen finden sich ziemlich kurze Fenster, die oben mit Korbbogen schließen. In der Rundung des Chores sitzen drei Fenster, von denen das mittlere zugesetzt ist. Zwischen den Fensteröffnungen ziehen sich schlichte Bänder als Pilaster vom oberen Gesimsband zu einem unteren hinab. Der Schmuck in den Scheiteln der Fenster war ursprünglich einfach, der jetzige mag zum größten Teil der Rokokozeit entstammen.

Wenn wir das Innere betreten, so stehen wir überrascht vor der Schönheit des Raumes still. Seinen jetzigen Charakter hat er eigentlich erst in der Rokokozeit erhalten, als namhafte Künstler des 18. Jahrhunderts bei einer Erneuerung zugezogen wurden, doch schon nach 1680 muß eine starke Wirkung von der Gestaltung des Gotteshauses ausgegangen sein. Gerade durch die Einfachheit des Grundrisses und Aufbaues erscheint die Kirche klar und in einer ruhigen Würde, auch heute noch, wo die flammenden Rocaillen Pilaster, Wände und Decken reich beleben. Das Langhaus wird in den Seitenschiffen von je vier Kapellen begleitet; zwischen den oben bei den Mittelschiffsfenstern beginnenden Pilastern öffnen sich ungleich breite Tonnengewölbe. Der Chor setzt sich nach vortretenden Pfeilern, die einen Korbbogen tragen, in der Flucht der Seitenschiff-Arkaden fort; die Seitenschiffe gehen allerdings hinter den Chorwänden als Sakristeien weiter, bis sie am Chorrund enden.

Das Ganze war eines Domkapitels wohl würdig; wenn wir wissen, daß das des Bistums Basel nicht mit reichen Gütern dieser Welt gesegnet war, so müssen wir uns umso mehr wundern, daß die Baukünstler auch mit bescheidenen Mitteln einen so repräsentativen Bau errichten konnten.

Vor dem eben beschriebenen Gotteshaus entstand anschließend oder vielleicht noch gleichzeitig die kleine *Stadtanlage* am länglichen Platz, der sich in der Achse der Domfassade nach Westen zieht, quer geteilt durch ein schmales Gäßlein, das sich zwischen den an den Längsseiten des Platzes liegenden je zwei Doppelgebäuden öffnet. Mit dem nördlichen Gäßchen fand der Baumeister den Anschluß an das alte Dorf Arlesheim; das südliche führte nach dem Finkelerweg, der parallel zum Domplatz über den sanften Hügelrücken zieht. Möglicherweise gehört er auch zur Anlage der Barocksiedelung und war für die Errichtung weiterer geistlicher Häuser und

Nebenbauten bestimmt. Die Fortsetzung des «Stadtplanes» in westlicher Richtung war vielleicht auch geplant und auf irgendeinem Riß festgelegt, dem seltsamerweise jüngere Bauten gehorchten, wie etwa noch im 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts das «Schwabe'sche Haus» an der Nordseite, das Ehinger'sche Haus an der Südseite.

Die acht Domherrenhäuser waren im Grundriß gleich groß. Die ersten entstanden bereits im Jahre 1681, im folgenden Jahr bewilligte die Ständeversammlung des Fürstbistums, – die Vertretung der Geistlichkeit, des Adels, der Städte – eine Summe von 20 000 Gulden an deren Ausbau. 1685 bis 1687 fügte der Bischof zwei weitere Häuser hinzu, ohne daß wir wissen, welche diese jüngeren Bauten waren. Es wird wohl so sein, daß die dem Dome nähergelegenen Zweiergruppen zuerst entstanden und nach ihnen die westlicheren, zuletzt wohl die Gruppe, in der heute die Gemeindeverwaltung eingebaut ist. Die Fassaden sind sozusagen schmucklos. Nur auf das Portal, das sich in der Mitte jedes Hauses öffnet, ist ein Akzent gelegt, vor allem auch durch die Freitreppen. Sonst wirken die Gebäude nur durch ihre Kuben und die für das Elsaß typischen Krüppelwalmgiebel gegen das Gäßlein oder die davon abgewendeten Seiten. Der nordwestliche Häuserblock besitzt als einziger in der Achse über den beiden Portalen je einen Zwerchgiebel.

Mit zur kleinen Stadtanlage muß auch jener Bau gezählt werden, der nördlich des Domes frei für sich in den Gärten steht, sich aber in seiner Größe und Lage genau nach den Linien des Domplatzes ausrichtet. Es ist die heutige Statthalterei, die erst im 18. Jahrhundert entstanden ist. Mit seinen großen Stichbogenfenstern und seinem wohlausgewogenen Walmdach – eine für das Elsaß besonders charakteristische Form – sticht das Haus von den weit weniger eleganten Domherrenhäusern am Domplatz ab.

Barock im Birsigtal

Dieser starke Einbruch des Barocks, der in Arlesheim geschah, zeigt schon, daß das Gebiet des Fürstbistums Basel den großen Einflüssen aus den Bereichen der Gegenreformation weit offener war als das eigentliche «Baselbiet», das der reformierten Stadt Basel unterstand. Ein weiteres Beispiel, daß der Barock Fuß zu fassen verstand, bildete die zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges entstandene Kirche St. Stephan in *Therwil.* Diese stellt zweifellos das bedeutendste Baudenkmal der Barockzeit im Leimental dar. Allerdings machte sie bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts verschiedene Wandlungen durch. Ihre Geschichte hat in einem kürzlich

erschienenen Werk eine eingehende Schilderung erfahren, so daß wir auf die dortigen Angaben verweisen (siehe Literaturverzeichnis).

Es gibt doch einige wenige, recht bescheidene Beweise, daß der Barock auch in protestantischen Baumeisterkreisen schon bekannt war, ehe das rege Bauen der katholischen Domherren in Arlesheim begonnen hatte. Das kleine Kirchlein zu *St. Margarethen* auf dem weitschauenden Hügel zwischen der Stadt Basel und *Binningen* erlebte im Jahre 1673 einen Umbau und eine Erweiterung durch einen rechtwinklig an das bisherige Schiff angesetzten Flügel. Bisher hatte man in den reformierten Kirchen der wachsenden Raumnot meist dadurch abgeholfen, daß eine Empore errichtet worden war. So hatten auch noch im Jahre 1662 Meyer und Geschworene von Binningen bei der Visitation der Kirche St. Margarethen den Vorschlag gemacht, einen Lettner anzubringen in der Art wie ihn die Kirche von Frenkendorf besitze. Aber es geschah nichts dergleichen. Erst neun Jahre später, als die Gemeinde erneut ihre Bitten vorbrachte, beschloß der Basler Rat 1671, eine Erweiterung des bescheidenen Gotteshauses studieren zu lassen, und beauftragte den rührigen Lohnherrn Jakob Meyer, dafür einen Plan zu entwerfen. Da nach der Reformation das Margarethengut veräußert und einzig das Kirchlein selbst beibehalten worden war, konnte nur die eine Lösung in Frage kommen, daß «überzwerch auf dem Kirchhof noch ein Stück an die Kirche gefügt» werden solle. Dies geschah denn auch, des eingezwängten Grundstückes wegen in einem stumpfen Winkel, aber doch recht geschickt. Die Kirchenfenster wurden in frühbarocker Weise rechteckig ausgeführt, der Mode der Zeit gemäß mit «Ohren» versehen; auch der bisherige Kirchbau wurde mit den gleichen Fenstern ausgestattet. Laut der Inschrift über dem Portal zum südlich gelegenen Kirchhöflein wurden diese Bauarbeiten im Jahre 1673 vollendet. Die Kanzel wurde damals in den Winkel versetzt, der den alten und den neuen Flügel verband. Einzelne Zünfte der Stadt, die «Hausgenossen» und der «Schlüssel» stifteten farbige Wappenscheiben, beide mit kleineren Familien-Wappen von Zunftherren versehen. Auch mehrere Private hatten in jenen Jahren solche Schmuckstücke in die Kirche geschenkt, teilweise noch ehe St. Margarethen erweitert worden war. Besonders wertvoll sind die zwei Abendmahlskelche, welche die Markgräfin von Baden-Hochberg im Jahre 1673 dem Gotteshaus verehrte; drei Jahre später schenkte die hohe Gönnerin eine silberne Schale für das Brot dazu. Sie spendete diese Gefäße in Erinnerung an ihren Hofprediger Jakob Leucht, der Pfarrer zu St. Margarethen gewesen war.

Die Kirche auf dem Hügel bei Binningen wurde in der beginnenden Barockzeit noch mit weiteren Schmuckstücken ausgestattet; so ließ die

Familie der Salis-Marschlins, die damals auf Schloß Binningen saß, für ihre Kirchgänger einen besonderen Kirchenstuhl mit dem Wappen ihres Geschlechts anfertigen, der bis heute erhalten geblieben ist. Ferner wurde dem Gotteshaus durch Professor Johann Rudolf Beck im Jahre 1720 eine Orgel geschenkt, worauf im folgenden Jahr der Rat der Stadt eine Erweiterung des Lettners vornahm. Kaum eine der großen Kirchen in der Stadt hat in jenen Jahren soviel Bereicherung in barockem Stil erfahren wie das benachbarte Kirchlein zu St. Margarethen.

Binningen war wohl auch die erste Ortschaft im Baselbiet, die ein Pfarrhaus in der neuen Bauart erhielt. Lange waren die Leute des Dorfes von der Stadt aus mit den nötigen geistlichen Diensten versehen worden. Ehedem mit der Pfarrei St. Ulrich an der Rittergasse, dann mit St. Elisabethen verbunden, wurden die Gottesdienste recht selten gefeiert; erst seit 1582 kam ein Pfarrer einmal im Monat, um in St. Margarethen eine Predigt zu halten. Im Jahre 1604 beschloß der Basler Rat, es solle fortan jeden Sonntag im Kirchlein gepredigt werden. Aber erst hundert Jahre später gelang es, in Binningen einen eigenen Pfarrer einzusetzen und ein Pfarrhaus zu erbauen. Der Bau des letzteren wurde 1708 dem jungen Baumeister Pierre Racine aus Renan im St. Immertal verdingt, der vorher bereits an Reparaturen der Rheinbrücke in Basel seine Kenntnisse bewiesen hatte. In der Form sah das Binninger Pfarrhaus noch beinahe gotisch aus mit seinem steilen Walmdach über den beiden Wohngeschossen. Aber die Fenster waren bereits symmetrisch eingefügt, an der südlichen Längsseite in drei Achsen, an der nördlichen in vier, an der östlichen Schmalseite mit zwei Achsen. An der westlichen fand sich in jedem Geschoß nur eine Seitentür in der Mitte, die im ersten Stock auf eine angehängte Laube hinausging. Die Eingangstür lag in der Mittelachse der Südfassade. Fenster und Türen waren mit Rustika-Quadern umrahmt, und an den Ecken des Gebäudes zeigten sich Eckquader in Lisenen. Das war der ganze Schmuck des Bauwerks, aber gerade diese Schlichtheit gab ihm etwas Markantes und Gewichtiges. Ein besonderes Merkmal für den beginnenden Barockstil war auch die Treppe, die nun nicht mehr wie früher als Wendelstiege in einen vorstehenden Turm gelegt wurde, sondern im weiten Flur des Hauses in abgewinkelten Läufen mit Balustergeländern nach oben stieg. Leider ist dieses frühbarocke Haus ohne Not dem Neubau einer Bankfiliale am Abhang unter dem Margarethenkirchlein geopfert worden.

Wenn wir nun vom ersten Bau des Barocks in der südlichen Nachbarschaft Basels gesprochen haben, so dürfen wir auch die Erneuerungen erwähnen, welche das in nächster Nähe des Pfarrhauses von Binningen stehende *Weiherschloß* in eben jener Zeit erlebte. Nach einer längeren Zeit,

da das Schloßgut durch streitsüchtige Adelige von Hand zu Hand gegangen war, kam dieses im Jahre 1662 in den Besitz des Bündners Herkules von Salis. Der Zweig der bedeutenden Familie, die das Schloß Binningen bewohnte, scheint sich hier wohl gefühlt zu haben. Der Hausherr stiftete, wie wir schon gehört haben, einen Kirchenstuhl ins Kirchlein St. Margarethen und erneuerte manches im Innern des mittelalterlichen Weiherhauses. So dürfen wir uns noch heute an der sogenannten «Salis-Stube» erfreuen, welche in der Südwestecke des Schlosses an die frühbarocke Zeit erinnert. Vor allem die etwas schwere Felderdecke hält eine Besonderheit jener Jahrzehnte fest.

Weit mehr aber hat das im gleichen Tal erhalten gebliebene *Weiherschloß Bottmingen* an barocker Kunst aufzuweisen. Schon von weitem tut sich der Umbau kund, den das aus dem Mittelalter stammende feste Haus anfangs des 18. Jahrhunderts mitgemacht hat. Die gotische Ansicht war bereits durch einen Besitzer in der Mitte des 17. Jahrhunderts etwas verändert worden, und zwar durch den schwedisch-französischen Heerführer Johann Christoph von der Grün, dem das Schloß die Gestaltung des nördlichen Tores verdankt. Mehr aber wirken die anderen Bauten an der Nordfront, die an den Ecken als Abschluß jene lustigen, typisch barocken Haubentürme aufweisen. Auch das gebrochene Dach, nicht nur der Bauten an der Nord- und Ostseite, sondern auch des alten, in der Südwestecke des Schloßgevierts gelegenen Hauptbaues gehört dieser Bauperiode an. Im Jahre 1720 hatte ein Johannes Deucher aus Steckborn im Thurgau das Weiherhaus mit den zugehörigen Gütern erworben. Dieser hatte in Paris mit Mississippi-Aktien spekuliert und seinen Anteil glücklich abgesetzt, ehe der Schwindel auskam. Mit dem damit gemachten Vermögen sicherte er sich Schloß Bottmingen. Das Weiherhaus, das durch Christoph von der Grün in der Mitte des 17. Jahrhunderts mit einer gewissen Bescheidenheit ausgestattet worden war, wandelte Deucher in ein französisches Lustschloß um, versah es mit reichem Hausrat und den neuesten Tapeten, baute die Stallungen im Nordflügel zu Wohnräumen um und ließ schließlich ein neues Treppenhaus neben dem Hauptbau errichten. Die Treppe – eine frei tragende, gewölbte Konstruktion – zählt in Basel und Umgebung heute zu den besonderen baulichen Kunstwerken, die vom Erbauer große technische Kenntnisse erforderten. Eine erst bei den Restaurierungen der 1950er Jahre entdeckte Inschrift nennt den Basler Baumeister Obermeyer als Schöpfer dieses Werkes. Auch die schmiedeisernen Geländer zeugen vom handwerklichen Können eines Schmiedemeisters. Das Treppenhaus besitzt außerdem noch mancherlei Wertvolles, so das Gemälde in der Decke, das sicher auch aus der Deucher'schen Zeit stammt, und die Bilder von Heerführern aus dem

Dreißigjährigen Krieg, die noch Christoph von der Grün um 1645 hat anfertigen lassen und die sich zusammen mit landschaftlichen Darstellungen der gleichen Zeit, wie selbstverständlich in den hohen Raum einpassen.

Zum Schlosse gehören aber auch der weite Garten, der auf französische Weise in strengen Linien angelegt und mit geschnittenen Bäumen und Hecken, kunstvollen Wasserspielen und Skulpturen ausgestattet war.

Barocke Herrenhäuser in und bei Pratteln

Die beiden großen Dörfer Muttenz und Pratteln behielten bis in unsere Tage zur Hauptsache den Charakter aus der gotischen Zeit bei. Während in Muttenz außer dem sogenannten «Hof» am Nordende der langen Dorfstraße kaum ein herrschaftliches Haus errichtet wurde, zeigte sich die barocke Tätigkeit in Pratteln bedeutend reicher. Das mag daran gelegen haben, daß einige Basler Familien besonderes Interesse an Gütern in diesem Ort zeigten. Da war einmal ein Haus im sogenannten «Fronhof» am Ostende der großen Dorfstraße, das 1541 im Besitz von Anthony Kluber, vielleicht dem Vater des Malers Hans Hug Kluber, gewesen war und das 1690 von Hans Heinrich Zäslin-Fatio erworben wurde. Nach dessen Tod im Jahre 1726 gelangte das Gut an Remigius Frey, der offenbar neben das alte gotische Haus einen barocken Neubau stellen ließ. Das Gebäude fällt im Pratteler Ortsbild vor allem durch sein gebrochenes Dach auf, während seine Fassade eher bescheiden zu nennen ist. Von einem späteren Besitzer, Daniel Ryhiner, der Oberst in französischen Diensten war, erhielt das Gut wohl nach 1760 den Namen «*Lilienhof*», unter dem es heute noch bekannt ist.

Außerhalb des Dorfes Pratteln entstanden anfangs des 18. Jahrhunderts zwei völlig neue Landgüter. Das eine, nach seiner Lage über dem steilen Bord zur tiefen Uferstraße beim Rhein «*Hohrain*» genannt, verdankt seinen Ursprung dem Hauptmann Remigius Frey-Werenfels, Landvogt zu Münchenstein, der in seinem Amtsbereich im Jahre 1689 große Liegenschaften nördlich des Dorfes Pratteln erwarb und darauf Scheune und Wohnhaus am «hohen Rain» erbaute. Das Wohnhaus war ein schlichter Bau mit fünf Fensterachsen an der Hauptfassade gegen Süden und einem damals üblichen Krüppelwalmdach. Es besteht heute noch in dieser Form, nur daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein quergestellter Anbau an die Nordseite angefügt wurde. Die Scheune dagegen muß ebenfalls in der späten Barockzeit größer und mächtiger neu entstanden sein. Das Landgut besitzt heute nicht mehr sein freies Umgelände, sondern wird leider immer mehr von industriellen Anlagen eingeengt.

Besser steht es mit dem wichtigsten Bau, den Pratteln während der Barockzeit in seinem Gemeindebann erlebte. Südöstlich des Dorfes, an der gegen Norden fallenden Halde, erwarb im Jahre 1726 der Basler Obristzunftmeister Johann Rudolf Faesch eine Reihe von Grundstücken und ließ an einer weite Sicht gewährenden Hügelkante das Landgut *Maienfels* erbauen. Als der junge zeichnerisch begabte Bäckermeister Emanuel Büchel (1705–1775) im Jahre 1735 bei Pfarrer Buxtorf in Pratteln zu Gast war, hat er auch die noch ganz neuen Bauten des Gutes von verschiedenen Seiten gezeichnet und seine Freude an der eben aufkommenden französischen Bauweise bewiesen. Der Hauptbau muß ursprünglich nur ein kurzes rechteckiges Haus gewesen sein, das mit seiner dreiachsigen Hauptfassade in die Rheinlandschaft hinaussah. Hinter ihm, an der Bergseite, standen quer dazu zwei Nebenbauten und umschlossen so einen kleinen Hof, während an der Südseite sich ein Garten anschloß, der in französischer Weise gestaltet war. Der Schwiegersohn des Obristzunftmeisters, Dietrich Forcart-Faesch, hat den Hauptbau in späteren Jahren, 1763 und 1768 nach Osten und nach Westen verlängert.

Ein recht kleines Bauwerk, das aber in der Baugeschichte des Baselbietes nicht vergessen werden darf, steht zwischen dem «Maienfels» und dem alten Dorfkern Pratteln über dem steilen Nordhang. Jeder Pratteler kennt es unter dem Namen «*Hagenbächli*». Es ist ein lustiges Rebhäuslein in der Art, wie sie einst in großer Zahl rings um die Stadt in den damaligen Weinbergen gestanden haben; auf einem kleinen Raum, der den Geräten des Rebbaues diente, steht ein vorkragender Oberstock in Fachwerk. In diesem oberen Raum brachte der Pratteler Pfarrherr, der fast lebenslang in der Gemeinde amtete (1625 bis 1668), manche Stunden des Studiums zu, für welchen Zweck er das Bauwerklein auch hat erstellen lassen. Ließ sichs nicht am besten sinnieren bei einem Kruge Wein, der im untern Geschoß immer wieder nachgefüllt werden konnte? Das «Hagenbächlein» ist also mitnichten ein Wasserlauf, wie viele, die nicht orientiert sind, nach dem Namen des Häusleins meinen. Es ist übrigens vor wenigen Jahren vorzüglich instandgestellt worden, so daß nun das Fachwerk wieder herausleuchtet wie einst.

Aus der Übergangszeit vom gotischen zum barocken Baustil muß auch das Landgut *Schönenberg* ob Pratteln stammen. An ein einfaches Bauernhaus, das in einen Wohnteil und eine Scheune mit Stallungen im Erdgeschoß gegliedert war, wurde am südlichen Ende der letzteren im rechten Winkel dazu ein größerer, für die Herrschaft bestimmter Wohnbau angefügt, der aber ganz die schlichte Art des Bauernhofes mit seiner umlaufenden Laube übernahm.

7 Domplatz in Arlesheim

8 Alte Schmiede in Allschwil

Nahe der Mündung des stattlichen Talflusses in den Rhein überquerte die wichtige Landstraße von Basel nach Rheinfelden den Wasserlauf der Ergolz bei *Augst* mittels einer in zwei Bogen gewölbten Steinbrücke. Der mittelalterliche Bau, der 1431 bis 1438 durch den Kleinbasler Maurer Konrad Labahürlin neu errichtet wurde, stand bestimmt auf der Stelle eines römischen Übergangs und erlebte, kurz nachdem am linken Ufer ein neues Gasthaus durch die Stadt errichtet worden war (1540), eine Verbesserung. Die Brücke wurde dann 1690 wiederum einer eingehenden Instandstellung unterworfen und – weil damals in den Kriegshandlungen zwischen Frankreich und Österreich gerade hier manche Neutralitätsverletzung geschah – auf Anraten der eidgenössichen Boten mit einem Brückentor versehen. Emanuel Büchel hat das interessante Bauwerk, das mit Brücke und Gasthaus einen malerischen Anblick gewährte, von verschiedenen Seiten gezeichnet, so daß wir gut über seinen Bestand Bescheid wissen. Der gedrungene, nach den beiden Schmalseiten abgerundete Torturm stand auf der schmalen Halbinsel zwischen der Ergolz und dem kurz unterhalb einmündenden Violenbach. Über den letztern führte aus dem Tordurchlaß eine Fallbrücke nach dem vorderösterreichischen Ufer hinüber; aus einem kleinen Dach-Giebel sah wohl ständig ein Basler Wachtposten nach dem Nachbarland. Aber trotz dieses bewachten Sicherungsbaues gelang es den Kaiserlichen 1709, in der Nähe die Ergolz zu überschreiten, um die Verbindung zwischen dem Elsaß und dem österreichischen Rheinfelden herzustellen. Dieser späte «Burgenbau» wurde anfangs des 19. Jahrhunderts niedergelegt, nachdem das Fricktal schweizerisch geworden war. Die alte Brücke stand etwas länger und fiel erst nach dem Zweiten Weltkrieg einer Straßenkorrektion zum Opfer.

Zur Befestigung und Sicherung des schmalen Streifens eidgenössischen Bodens, der aus dem Ergolztal nach dem linken Rheinufer und bis Basel in das landesfremde Gebiet hineinragte, gehörte auch die *Hülftenschanze*. Bereits im Schwabenkriege 1499 zeigte es sich, daß die Stelle im untersten Ergolztal, wo der Hülftenbach von Frenkendorf her die obere Terrasse des Tales durchschnitt, um steil nach der Ergolz hinabzufließen, für eine Sperrung des Tales höchst geeignet war. Am 28. Juli dieses Jahres drangen Truppen des Reichs bis zur Hülften vor und mußten offenbar an rasch aufgeworfenen Wällen wieder umkehren. Im Dreißigjährigen Krieg sodann wie in den nachfolgenden Kriegen der beiden europäischen Großmächte Frankreich und Habsburg war die Anlage einer größeren Schanze in der damals üblichen Sternform vonnöten und hatte den Durchpaß von Augst mitzu-

decken. Bis ins 17. Jahrhundert stand darin ein hölzernes Wachthaus, das bei der Erneuerung der Schanze im Jahre 1689 abgebrochen und auf die östlich des Ergolztales gelegene Anhöhe der «Birch» versetzt wurde. Die eidgenössische Tagsatzung hatte die Verstärkung und Modernisierung der Schanze beschlossen, die vom erhöhten rechten Ufer des tief eingeschnittenen Bächleins sowohl den Übergang über dieses Tobel wie das ganze weite Vorfeld bis zum Rhein beherrschte. Weitere Wachthäuser verdichteten die Sperre der nahen Grenze östlich der Ergolz dem Violenbach entlang und an der Ergolzmündung. An den Ausgaben betrachtet, welche Frankreich mit der Festung Hüningen und der Flankensicherung bei der Landskron verbaute, erscheint der Aufwand, den Basel mit Hilfe der eidgenössischen Stände zur Grenzsicherung seit dem Dreißigjährigen Kriege betrieb, lächerlich gering. Auch wenn man zum Abwehrsystem an der Nordwestecke der Schweiz das «*Schänzli*» *bei Muttenz* hinzufügt – das übrigens schon der Bezeichnung nach nicht groß gewesen sein muß – so können wir feststellen, daß das Sparen damals erster Grundsatz war.

Es muß noch nachgeholt werden, daß das Schänzli bei Muttenz, das den Übergang an das östliche, etwas ansteigende Ufer der Birs gegenüber St. Jakob zu sichern hatte, im Jahre 1678 erbaut wurde, also in jener Zeit, da die benachbarte Stadt Rheinfelden von den Franzosen belagert wurde und Gefahr bestand, daß diesem Belagerungskorps weitere Truppenteile über schweizerisches Gebiet zumarschieren könnten. Die Grenze war zwar neben den Basler Truppen von 5400 eidgenössischen Zuzügern bewacht, die einige «Linien» aufwarfen; aber ob dies im Ernstfall genügt hätte? Das Schänzli wurde übrigens im Jahre 1689, als wiederum Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausgebrochen war, in verbesserten Zustand gesetzt; die Pläne dazu lieferten Hauptmann zur Kandten von Freyburg in der Schweiz und Georg Friedrich Meyer, der Basler Feldmesser und Ingenieur. In diesem Zustand befand sich die Befestigung noch, als sie Büchel um 1746 zeichnete. In diesem Jahr fand als Manöverübung durch eine baslerische Freikompagnie der Versuch einer Belagerung und Verteidigung des Schänzlis statt. Der angreifende Teil der Truppen gewann den Sieg über den verteidigenden, welche Handlung durch eine große Menge von Leuten aus der Stadt mitverfolgt wurde.

Die Frühbarockzeit hat in der Gegend von Basel zwei neue Niederlassungen oder Siedelungen geschaffen. Die eine ist die schon erwähnte und beschriebene «Stadt» des Basler Domkapitels am Südrand von Arlesheim. Die andere Siedelung finden wir im Ergolztal, wenig südlich der oben beschriebenen Hülftenschanze. Zwischen den Dörfern Füllinsdorf und Frenkendorf lag am linken Ufer der Ergolz bereits im späten Mittelalter

eine Mühle, die erstmals im Jahre 1373 erwähnt wird. Die Gegend wurde «Reinlins Boden» genannt, nach einem Besitzer, der offenbar die erste, 1464 auch nach ihm benannte Mahlmühle erbaut hatte. Sie gehörte damals noch den Besitzern der Schauenburg, denen die Müller zinsen mußten. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts führte die rasch fortschreitende Industrialisierung in diesem Teil des Ergolztales zu einer auffälligen Änderung der bisher rein ländlichen Verhältnisse. Der Eisenhändler Johann Heinrich Zäslin aus Basel, als Oberstzunftmeister im Regiment der Stadt ein gewichtiger Herr, hatte die Absicht, einen «Drahtzug», d.h. eine Eisenwarenfabrik zu erbauen. Der Liestaler Schultheiß Christoph Imhof machte ihn darauf aufmerksam, daß die «Reinlismühle» an der Ergolz käuflich sei. Zäslin besichtigte das Anwesen und kaufte es. Nun begann nicht nur eine Umwandlung des alten Betriebes, sondern es erstanden am Ergolzufer in den Jahren 1658 und 1659 zahlreiche neue Bauten, nämlich vier Drahtzüge, Kupfer- und Hammerschmitten, eine «Ribi» (Reibe), ferner Arbeiterwohnungen und schließlich auch ein großangelegtes Werk, das die Wasserkraft lieferte. Damals also entstand die erste Schwelle über dem Wasserfall «*Kessel*» unterhalb von Liestal, von wo ein Gewerbekanal am linken Ergolzufer entlang nach der neuen Siedelung hinabführte. Zäslin nannte den Ort «*Nieder-Schöntal*», dieser entwickelte sich im 18. und 19. Jahrhundert zu einer ausgedehnten Siedelung, zu der nicht nur Gewerbebauten zählten, sondern auch einige herrschaftliche Häuser in prächtigen Gärten. Besonders charakteristisch unter diesen Bauten des Barocks war jenes Haus mit dem gebrochenen Dach und dem lustigen Dachreiter auf dem First, das bis heute unter der Böschung östlich der Landstraße liegt, und das lustige Gartenhaus, das sich vorwitzig an die Böschungskante hinauf und satt an die Landstraße hin vorschiebt. Daß Fabriken nicht unbedingt häßlich zu sein brauchen, bewiesen auch immer die langgestreckten Gebäude im Süden der Siedelung, die unter schlichten Krüppelwalmdächern mit regelmäßig gereihten Fenstern eigentlich nur das einfache barocke Wohnhaus ins notwendige Maß vergrößerten. Alles in allem gesehen blieb Nieder-Schöntal ein Beispiel, wie nutzbringende Bauten mit solchen des Wohnens zusammengesehen werden können, ohne daß die eine Art die andere stört.

Barock im Städtchen Liestal

Das Gefüge der Stadtgassen hat bis heute einen gotischen Charakterzug beibehalten. Die Größe der Parzellen, die nur schmale Streifen Land belegten, erlaubte denn auch keine größeren Bauten, wie sie der Barock

liebte. Wir sehen daher sowohl in der Hauptgasse wie in den diese beidseitig begleitenden Gassenzügen nur Häuser, bei denen sich die Art und Größe der Fenster geändert haben, während sonst alles beim alten verblieb.

Als Beispiel des Überganges vom gotischen Baugefühl zum Barock sei das Haus *Fischmarkt 2* erwähnt. Das Gebäude steht an einer eigentümlichen Stelle des Stadtgrundrisses, nämlich dort, wo bei der heute noch im Erdgeschoß gotischen Stadtmühle die westliche Ringmauer tief einspringt, als hätte hier einmal der Ansatz einer Stadterweiterung bestanden. Während die Mühle stadtwärts in die Gasse vorsteht und sie richtig einschnürt, tritt das erste Haus am Fischmarkt wieder zurück, und beginnt an der westlichen Seite des Fischmarkts eine lange, auswärtsbiegende Häuserzeile. Das Haus Nr. 2 ist am ganzen ausgedehnten Fischmarkt von den älteren Häusern das stattlichste. Mit seinen drei Geschossen wirkt es hoch und breit und scheint anstelle von zwei älteren Gebäulichkeiten zu stehen. Im linken Teil des Erdgeschosses gegen den Platz zeigt sich ein zweiteiliges gotisches Fenster; auch die Türeinrahmung ist noch gotisch profiliert. Daneben steht ein kräftiger Strebepfeiler vor, an dem das Datum 1685 und das Wappen der Liestaler Familie Strübin angebracht ist. Auch im oberen Geschoß finden sich noch gotische Fenstergewände; aber die Größe der Öffnungen zeigt doch deutlich, daß das gotische Bauempfinden langsam in die barocke Freude an der Helligkeit der Räume übergeht.

Der Fischmarkt in Liestal weist neben charakteristischen schmalen Bürgerhäusern aus der spätgotischen Zeit eine ganze Reihe von Wohnbauten auf – besonders typisch das Haus Nr. 26 –, welche mit ihren Stichbogenfenstern oder auch mit geraden Stürzen in einer gewissen Breite ohne Zwischenpfosten deutlich auf ihr Entstehen im 18. Jahrhundert hindeuten. Das unerwartet Schöne am ganzen Gassenbild ist gerade dieser Wechsel von beiden Stilarten, die sich nirgends konkurrenzieren, sondern im Gegenteil vereint in ausgewogener Weise die Platzwände gestalten.

So ist es auch im entsprechenden Gassenzug jenseits der Hauptstraße, in der Kanonengasse und ihrer Fortsetzung bis zum Zeughausplatz. Auch da kann man gotische und barocke Häuslein einträchtig beisammenstehen sehen. Das eindrücklichste Beispiel für dieses Zusammenklingen der Bauweisen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert bietet uns die Hauptgasse Liestals, die Rathausstraße. Es kann uns hier gewiß nicht stören, daß an die markanten gotischen Häuser, das Rathaus und den «Olsbergerhof», sich oben und unten barocke Bürgerhäuser anreihen, die auch auf der andern Straßenseite zahlreich sind. Dabei zeigt es sich, daß der Barock neben Stichbogenfenstern auch gerade Fensterstürze liebte und daß eben dieser Wechsel dem

Spiel der Fassaden eine frohe Abwechslung zufügt. Nur ist es bei den einzelnen Häusern, wenn sie nicht über der Tür oder sonstwo ein in Stein gehauenes Datum aufweisen, schwer zu sagen, in welchem Jahrzehnt sie entstanden sind. Die Barockzeit hat in Liestal und im ganzen Baselbiet recht spät begonnen und sich dafür auch in Zeiten hinüber behauptet, wo in großen Kunstzentren bereits der Klassizismus – im französischen Kulturbereich als Louis XVI-Stil bekannt – sich deutlich vom Rokoko, der Endphase des Barocks absetzte und antikisierende Formen und Ornamente entwickelte.

Daß die Stadt Liestal im 18. Jahrhundert eine erfreuliche Blüte erlebte, zeigt sich nicht nur in den vielen Bürgerhäusern der Altstadtgassen, die eine barocke Erneuerung ihrer Fassaden und wohl auch ihrer Innenräume erlebten, sondern vor allem darin, daß vor den Toren und den Mauern zahlreiche Neubauten errichtet wurden. Der Schutz der Stadtbefestigung wurde nicht mehr unbedingt als notwendig empfunden; man vertraute wohl weniger auf die Schanzen im unteren Teil des Landes, bei Muttenz und an der Hülften, als eben auf die Neutralität der Eidgenossenschaft, und nahm an, daß der französische König, die treibende Kraft in der Politik nach 1648, die Schweiz wegen seiner vielen Schweizer Söldner nicht angreifen oder sonst gefährden werde. So entstanden vor dem Liestaler Ober -und Untertor kleine «Vorstädte»; aber auch im kleinen Quartier, das sich wohl schon im 16. Jahrhundert am nördlichen Fuß des Stadthügels in der Nähe der Ergolz gebildet hatte, mehrten sich die Bauten. Hier an den Gewerbekanälen, die vom Orisbach abgeleitet worden waren, hatten sich schon früher die Handwerker angesiedelt, die Wasser zu ihrem Gewerbe benötigten, vorab die Gerber, nach denen bis heute eine der Gassen benannt ist. An dieser Gerbergasse ist das Haus Nr. 17 zu erwähnen, das mit seinem gebrochenen Dachstuhl in französischer Manier (Mansard-Dach) und seiner fünfachsigen Fassade zur Straße den Typus des spätbarocken Bürgerhauses darstellt. Fenster und Tür zeigen gerade Stürze, die letztere ist mit der Jahreszahl 1775 versehen. Eines der Häuser in der nämlichen Reihe, weiter westlich, entstammt wohl der Mitte des 18. Jahrhunderts und ist wegen seines Daches mit den vielen offenen Aufbauten interessant; es muß einst einem Gerbermeister gehört haben, der in den Estrichräumen seine gegerbten Häute zum Trocknen aufgehängt hatte. Und noch etwas weiter gegen Westen schließt eine alte Mühle die Häuserzeile ab; an ihrem alten, aus der Endzeit der Gotik im 17. Jahrhundert stammenden Giebelbau wurde quer dazu ein barocker Teil angeführt, der bis heute glücklich erhalten blieb. Bald wird er an Charakter einbüßen, weil ein Schaufenster in sein Erdgeschoß eingebrochen wird.

Die Gerbergasse stößt ostwärts an den Gestadeckplatz, dem ein einst mächtiger Staffelgiebelbau der spätgotischen Zeit den Namen gegeben hat. Heute duckt sich das «Gestadeck» ängstlich neben einen hohen Neubau und verleugnet gleichsam sein einstiges Ansehen wegen der unschönen Anbauten. Dafür hat sich ihm gegenüber nahe der Brücke über die Ergolz ein charaktervolles Bauernhaus aus den letzten Phasen des Barockstils im Baselbiet erhalten, wohl um 1800 erbaut in größter Schlichtheit und gerade deswegen eindrücklich schön. Es dient heute als Wirtschaft «zur Brücke». Weiter südlich von der Gerberstraße gegen den Stadthügel hin findet sich die Wirtschaft zum Thurgauerhof, die sich mit ihrem gebrochenen Dach und den Krüppelwalmgiebeln deutlich als ein Bau des 18. Jahrhunderts zu erkennen gibt. Auch sonst läßt sich im kleinen Quartier, so auch an der kurzen Lindenstraße, da und dort an Häusern, welche die ruhige Aufteilung der Fassaden aufzeigen, die schöne Blütezeit der kleinen Stadt ablesen.

Vor dem Obertor, dessen Turm bis heute das markante Wahrzeichen von Liestals Wehrwillen im Mittelalter geblieben ist, entstand im 18. Jahrhundert ebenfalls ein neues Quartier, hier an der aus der Stadt heraustretenden Landstraße, die sich ursprünglich schon vor dem Tor in die beiden Hauensteinstraßen teilte. Die Straße zum oberen der Hauensteinpässe stieg gleich nach dem Tor bergan und strebte nach dem «steinigen Brückli». Hier nun, an der «Burgstraße», befinden sich mehrere Bürgerhäuser, die an der westlichen Straßenseite aneinandergereiht, zur Höhe hinaufführen. Ihnen gegenüber lag wohl noch lange der alte Gottesacker der Stadt, weshalb bis heute dieser Platz nur zum Teil überbaut worden ist. Dies geschah vor allem durch die Neubauten des Gasthofes zum «Engel», der in seinem Hauptteil sicher dem 18. Jahrhundert entstammt. Das beweist uns seine stattliche, gut gegliederte Fassade zur Straße, mit ihren sieben stichbogigen Fensterachsen. Die andere Straßenseite beginnt außerhalb des Tores ebenfalls mit einem Gasthaus, dem «Neuhaus». Es ist ein breit und sicher dastehendes Gebäude unter gebrochenem Dach, mit fünf Achsen von Stichbogenfenstern, die merkwürdig in die Fassade eingeschnitten erscheinen, weil die Wand auffällig starken Anzug hat und nach oben zurückzufallen scheint. Vielleicht war beim Bau der Boden etwas unsicher gewesen und man trug die Mauer so auf, als ob sie ein einziger Strebepfeiler für die ganze Hausbreite sein müßte. Erwähnenswert ist auch das Wirtshausschild aus der Entstehungszeit des Hauses.

Weiter draußen treffen wir endlich das Gasthaus zur «Alten Brauerei», das von einem am damaligen Rande des Städtchens entstandenen Gewerbebetriebe größeren Ausmaßes herrührt. Manche Gastwirte brauten ja bis ins vorige Jahrhundert ihr Bier selber. Es ist wohl das Letzte der in der eigent-

lichen Barockzeit erstellten Häuser in der «oberen Vorstadt», wie man die heute so banal nach der Kaserne benannte Straße treffender bezeichnen könnte. Das Haus ist aber nicht wegen seines Gerstensaftes berühmt geworden, sondern weil darin am 24. April 1845 der Dichter Karl Spitteler als Sohn des damaligen Bezirksstatthalters und nachfolgenden Landschreibers des Kantons Basel-Land auf die Welt kam. Das Bauwerk bildet noch heute eine gute dreigeschossige Häusergruppe mit drei Eingangstüren, von denen die mittlere mit einem schönen Türflügel ausgezeichnet ist.

Vor dem Untertor Liestals stand 1654, in welchem Jahr Matthäus Merian seine Beschreibung der Eidgenossenschaft mit dem von J. J. Ringle geschaffenen Stich des Städtchens herausgab, nur das kleine Wachthäuslein an der Orisbachbrücke und jenseits von dieser, am großen Weiher, das Schützenhaus, das damals ein breitgelagerter gotischer Bau unter einem Krüppelwalmdach war. In der Spätbarockzeit muß das Gebäude dann umgestaltet worden sein. Die Dachform hat es bis heute beibehalten, versteckt sich aber hinter einem neuartigen Anbau der jüngsten Zeit.

Im 18. Jahrhundert entstanden sodann einige weitere Häuser an der Landstraße gegen Basel, die heute – da es in Liestal keine Baslerstraße gibt, – Rheinstraße heißt. An der Abzweigung des alten Wegs in das Oristal liegen das Gasthaus «zur Eintracht» mit seinem gebrochenen Krüppelwalmdach und ihm gegenüber ein ähnliches Gebäude (Café Graber).

Erst viel weiter talabwärts treffen wir auf das sogenannte «Berry'sche Haus» (Rheinstraße 28), heute von vorne und von hinten durch Bauten der letzten Nachkriegszeit bedrängt und eingeengt. Einst lag der stattliche Bau wunderbar eingepaßt in weiten Gärten und Wiesen. Samuel Ryhiner-Werthemann, ein reicher Basler Handelsherr aus der St. Johannvorstadt, hatte sich im Jahre 1767 vor Liestals Toren größere Grundstücke erworben und im folgenden Jahr den Landsitz anlegen und mit einem schloßartigen Bau versehen lassen. Dieser trat mit einem Hauptbaukörper an die Landstraße vor; seitlich schlossen sich kleinere Seitenflügel an, ebenfalls längsrechteckig und mit gebrochenen Mansarddächern gedeckt. Da der Hauptbau eine größere Tiefe aufweist, steigt das Dach auch weit höher auf als bei den Seitenteilen. Von den Seitenbauten ging auf der Gartenseite je ein schmaler Trakt von Ökonomiebauten und Dienstwohnungen im Winkel zum großen Bau ab und umschloß so einen kleinen Hof, von dem aus die Wege in den weiten Park führten. Die Zufahrt von der Straße her erfolgte merkwürdigerweise mittels einer Durchfahrt durch den südlichen Seitentrakt. Der ganze Bau wirkte fast allein durch seine Gruppierung, ist er doch an sich schmucklos geblieben. Nur die fünf Fensterachsen des Hauptbaukörpers auf die beiden Hauptfassaden treten durch ihre enge Anordnung in

einen betonten Gegensatz zu den Seitenflügeln, die nur zwei weitauseinandergezogene Fensterachsen aufweisen. Die kleinen Eckgärten gegen die Straße zwischen dem vortretenden Hauptbau und den zurückstehenden Seitenflügeln waren bis vor kurzem noch durch Gartengitter umschlossen. Wer der Architekt dieses geschickten kleinen «Schloßbaues» war, wissen wir leider nicht. Der Grundriß ist recht merkwürdig, da der Zutritt von der Mitte der Gartenseite in ein großes «Sommerhaus» erfolgte, in welchem die Treppe seitlich in drei Läufen emporsteigt, nicht unbedingt bequem!

Die Erben des Erbauers veräußerten das Gut im Jahre 1812. Im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts war es Wohnsitz von Isaak Berri-Brüderlin, nach welchem das Haus noch heute genannt wird. 1917 ging das Gut sodann in den Besitz des Kantons Basel-Land über, der zuerst die landwirtschaftliche Schule darin unterbrachte; heute dient es Teilen der kantonalen Baudirektion. Der Bau mußte sich einige Veränderungen gefallen lassen; so fielen die niederen Seitenflügel, und das Haus steht nun etwas entblößt von seiner alten Verbindung mit dem Park zwischen der verkehrsreichen Talstraße und dem moderne Hochhaus des Kantonsspitals.

Es muß im späten 18. Jahrhundert vom Ryhiner'schen Landhaus talabwärts eine große grüne Lücke bis zum nächsten Bau bestanden haben. Es war dies der «alte Spital» (ehemals Rheinstraße 49), der am Ausgang des Röserentales in das Ergolztal gelegen war. Schon im 15. Jahrhundert hatte an dieser Stelle ein Siechenhaus gestanden, wie dies vor manchen Toren mittelalterlicher Städte der Fall gewesen war, seit die Kreuzfahrer den Aussatz und andere ansteckende Krankheiten mit nach Europa gebracht hatten. Ein gotischer Bau, wie er etwa noch vor den Toren Basels oder Burgdorfs erhalten ist, mochte auch an der Liestaler Talstraße die als unheilbar krank Ausgeschiedenen aufgenommen haben. Im 17. und 18. Jahrhundert waren es dann mehr und mehr die armen alten Leutchen, die hier eine Zuflucht fanden. Diesen erbauten die Herren Deputaten im Jahre 1766 ein neues Haus, in einer stattlichen Weise, die erkennen läßt, daß sich die für Kirche und Schule verantwortlichen Herren ernsthaft um die Versorgung der notleidenden Kranken und Alten bemühten. Breit, mit neun Fensterachsen gegen die Straßenseite, stand der zweigeschossige Bau da, schlicht, aber wohlproportioniert. In der Mittelachse wirkte die Tür als Hauptblickpunkt; über dem geraden Sturz ließ die schöne Inschrifttafel wissen, daß dieses «Sonder Siechen und Armen Hauß zum Trost des Land Volck erbauen» wurde, also nicht allein für die Bürger von Liestal. Als Baumaterial durften die Mauern des zum Abbruch bestimmten Kirchleins von Munzach verwendet werden; dieses kleine Gotteshaus am Röserenbach war einst der Mittelpunkt einer großen Gemeinde gewesen, die aber schon im späteren

Mittelalter ihre Bewohner entweder nach Liestal oder Frenkendorf verloren hatte. Die eine der Glocken aus dem Satteldachturm kam schon 1621 in die damals neu erbaute Kirche von Benken, die andere 1631 in den Kirchturm von Liestal; die dritte gelangte in das Historische Museum nach Basel.

Das Dach des alten Spitals war mit einer langen Fensterreihe versehen, die fast einem dritten Geschoß gleichkam und schloß gegen Norden und Süden – wie das in dieser Zeit im ganzen Baselbiet üblich war – mit Krüppelwalmgiebeln ab. Im Innern des Hauses, das durch je einen Gang in der Länge und Breite geteilt war, fand sich eine malerische Treppenanlage von der Westseite her aufsteigend, die mit typisch barockem Geländer versehen war. An der Rückseite des Gebäudes erstreckten sich zwei Seitenflügel gegen Westen hin. An der Südseite stand ein Holzschopf, der den Hof auf diese Seite abgrenzte; die Nordseite belebte ein Brunnen, dessen Stock mit Obelisk und Kugel geziert war.

Seinem ehrwürdigen Zweck diente das Gebäude bis zum Jahre 1855. Dann wurde es, nach Eröffnung eines eigentlichen Krankenhauses und Altersheimes, von einer Fabrikunternehmung erworben und als Arbeiterwohnhaus verwendet. Daß dieses Denkmal christlicher Nächstenliebe, Armen- und Krankenfürsorge vor wenig mehr als zehn Jahren der Bauspekulation zum Opfer fallen mußte, ist äußerst betrüblich, besonders weil Liestal mit solch wertvollen Bauwerken nicht gerade reich gesegnet ist.

Als letzter Barockbau auf Liestaler Boden sei noch das Hofgut *Gräubern* erwähnt, das südlich des «Altmarktes» im ebenen Talboden der Frenke steht. Es besitzt einen Wohnbau mit dem charakteristischen Merkmal der Spätbarockzeit, einem in französischer Weise gebrochenen Dachstuhl, der an der Giebelseite einen Krüppelwalm aufweist und in seiner Fensteraufteilung wohlausgewogen erscheint.

Barock im oberen Baselbiet

Im oberen Ergolztal von Lausen an aufwärts über Sissach nach Gelterkinden dehnte sich vom mittleren 18. Jahrhundert an der barocke Baustil in kräftig in Erscheinung tretenden schönen Gebäuden aus. Sie sind gerade in den größeren Dörfern so häufig, daß sie den älteren, aus der spätgotischen Epoche herrührenden Häusern, nicht nur starke Konkurrenz machen, sondern sie oft beinahe erdrücken. Dies ist in *Sissach* der Fall, wo sich sowohl an der Hauptstraße, die in der Richtung des Haupttales verläuft, wie in der quer dazu dem Diegterbach nach abwärts strebenden Rheinfelderstraße,

die Bauten mit den großen Barockfenstern und Stichbogenstürzen so oft in die Häuserzeilen einreihen, daß die älteren Bauten, wie etwa die Bezirksstatthalterei im westlichen Hauptstraßenteil und das Haus Nr. 61 im östlichen Teil des gleichen Straßenzuges, wie eingesetzte Sonderwerke erscheinen. Geht man diesen barocken Gebäuden in ihren Einzelheiten nach, so merkt man, daß die Barockzeit auch hier, wie sonst im Baselbiet, bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hineinreicht. Als bestes Beispiel dafür möchten wir das Haus vorstellen, das in der Mitte des Marktfleckens Sissach steht, als einziges Haus, das zwischen dem Diegterbach und der abzweigenden Rheinfelderstraße, angefügt an die wichtige Brücke, Raum gefunden hat. Weil die «Alte Wacht», ein kleiner zweigeschossiger Bau, vor den weit größeren dreigeschossigen Bau gestellt ist, oder besser umgekehrt, der größere im Jahre 1807 neben den kleineren gesetzt wurde, läßt sich die Baugruppe weder im Namen noch in der Ansicht voneinander trennen. Ein Bauteil ist ohne den andern nicht denkbar. Der Vorbau gehört seit langem der Bürgergemeinde und war als Wacht- und Zollhaus wohl von jeher in öffentlichem Besitz. Den dreigeschossigen Bau errichtete Johannes Hug-Frei, Metzgermeister und Gemeindepräsident, so geschickt hinter dem Vorbau und doch wieder seitlich und in der Höhe so entscheidend vortretend, daß man sich über die Komposition wie über die Einzelheiten nur immer freuen kann, wenn man an diesem wichtigen Kreuzungspunkt vorbeikommt. Daß so wenig daran verändert wurde, ist als großes Wunder zu bezeichnen. Die Konsumgesellschaft, die das Haus schon 1898 erwarb, hat es erst vor etwa zehn Jahren für nötig befunden, ein Schaufenster einzubrechen und dieses besitzt glücklicherweise keine rahmensprengenden Ausmaße. Die Türe an der Traufseite, die in ihren drei Geschossen in drei Achsen prächtig aufgeteilt ist, zeigt in ihrem Stichbogensturz einen Schild mit dem Datum 1807 und den Initialen des Erbauers JH. Ein prächtiger Türflügel aus der Ursprungszeit weist gutes Messingbeschläge auf. Den Fenstern ist eine besondere Art von Stichbogenstürzen eigen, wie sie nur im Baselbiet üblich ist; der Stichbogen ist nämlich nur zum oberen Rand gebogen, während er unten gerade bleibt, so daß der Fensterrahmen wieder auf einfache, rechtwinklige Weise geschaffen werden konnte. Was aber an diesem Hause am meisten in die Augen springt, ist die malerische Laube, welche den südlichen Giebel auszeichnet. Unter dem steilen Krüppelwalmdach hängt sie über den Vorbau der «Alten Wacht» vor, soweit, daß sie für die Lichtführung noch eines Dachgiebelchens mit Fenster in der seitlichen Dachfläche bedarf. Ein Bug stützt den Laubenvorbau auf die Hausecke ab. Er gibt dem gesamten Dach eine solch günstige Form, wie es sie sonst nicht haben könnte.

Und noch eines ist zu vermelden: Der niedere Vorbau der «Alten Wacht» ist an der südlichen Giebelseite mit einer «Ründe» versehen, die ganz an bernische Vorbilder gemahnt. Auch anderswo im Kanton zeigt es sich, daß der benachbarte große Kanton, der nicht direkt an das Baselbiet anstößt, doch großen Einfluß auf unsere Bauart gehabt haben muß. Wir begegnen solchen bernischen Anklängen besonders in Waldenburg und Langenbruck, die ja durch den Oberen Hauenstein am nächsten mit dem südlich von Balstal beginnenden Bernbiet verbunden sind. Rein emmentalisches Gepräge wies auch das Landgut «Erndthalde» ob Gelterkinden auf. Unglücklicherweise ist dieser stattliche Holzbau, der Alterssitz von Johann Rudolf Burckhardt, dem Erbauer des «Kirschgartens» in Basel, einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen.

Auf den wichtigsten Spätbarockbau in Sissach, den «Ebenrain», wollen wir in einem besonderen Abschnitt noch zurückkommen.

Recht schöne Barockhäuser stehen auch im Dorfe *Itingen,* das mit seiner nach Süden verlaufenden Dorfgasse eines der besterhaltenen Ortsbilder weit und breit sein eigen nennt. In beiden Häuserreihen zu Seiten des platzartigen Raumes mischen sich die gotischen und barocken Häuser, so etwa, daß die ersteren die besten Beispiele an der westlichen, die barocken Bauten besonders gute Beispiele auf der östlichen Seite zeigen. An der in der Talrichtung, also quer zum alten Ortsteil verlaufenden Hauptstraße finden sich dagegen fast ausschließlich stattliche Häuser des späten 18. Jahrhunderts und des beginnenden 19. Jahrhunderts, in welchem der Barock sich mit den Biedermeierbauten mischt. Es sind eben Wohnhäuser darunter, welche neben den Stichbogenstürzen auch gerade Stürze aufweisen. Charakteristisch sind fast allenthalben die Scheunentore mit ihren hohen Rundbogen, in deren Scheitel meist ein Schlußstein mit eingemeißelter Jahreszahl die Entstehungszeit des Anwesens kundgibt, wie etwa beim Hause Nr. 70 im östlichen Teil der Hauptstraße, wo wir das Datum 1792 und die Initialen HM lesen können. Weiter ostwärts steht ein charaktervoller Bau, mit Nr. 83 bezeichnet, mit rundbogigem Eingang und Scheunentor; über der Haustür lesen wir: «Das Hat erbauen Andreas Buess Anno 1789», ein Beweis dafür, daß auch ein Bauer damals auf seine Behausung stolz sein durfte. Noch weiter östlich treffen wir den sogenannten «Paradieshof», an der Nordseite der Straße gegen Sissach hin, dessen Wohnteil zum schönsten und abgewogensten gehört, was zu Ende des 18. Jahrhunderts im Baselbiet erbaut worden ist. Gegen Osten steht ein breiter Krüppelwalmgiebel. Die zweigeschossige Fassade gegen die Straße besitzt vorzügliche Stichbogenfenster, in fünf Achsen aufgereiht; die Stichbogentür ist über eine kleine Freitreppe zugänglich.

In *Gelterkinden,* dem seit alters mit Sissach in Wettstreit liegenden Flecken, dürfen sich eine ganze Reihe barocker Häuser wohl sehen lassen. Sie fügen sich um den Dorfplatz, auf den von allen Seiten die Gassen einmünden, zu einem ausgezeichneten Ortsbild zusammen, man darf wohl sagen, zum schönsten dieser Art im Baselbiet, weil der wuchtige Kirchturm als markante Dominante dahinter aufragt und weil auch der Dorfbrunnen hier noch den Mittelpunkt einnimmt wie einst; allerdings werden hier kaum noch Pferde und Kühe getränkt, sondern es ist ihm mehr und mehr die Aufgabe eines Verkehrsteilers aufgedrängt worden.

Ein Barockhaus, das am Dorfplatz steht, mit dem Giebel aber gegen die Kirchgasse sieht, zeigt auf dem Sturz seines Eingangs die Jahreszahl 1822 und die Buchstaben HW des Erbauers, in einem ausgehauenen kleinen Schild, wie er in der Form eines «Aenisbrötlis» an vielen Türgestellen des oberen Baselbietes gerade im Ergolztal oberhalb Sissach vorkommt. Dies, weil im benachbarten kleinen Dorfe *Hemmiken* in den Jahren des ausklingenden Barockstils, also von Ende des 18. Jahrhunderts an, ein Steinbruch in Betrieb kam, von dem aus die ganze weite Umgebung mit Tür- und Fensterumrahmungen beliefert wurde. Eine größere Zahl von Steinmetzen war in diesem Steinbruch, dem sich weitere benachbarte zugesellten, tätig. Wer heute einmal einen Abstecher in das verschwiegene Waldtälchen des «Steingrabens» östlich unter der Farnsburg macht, wird erstaunt sein, wieviel hier an Schilfsandstein aus dem Berg herausgeholt worden ist. Vor allem auf die Verzierung der Türstürze hatten sich die Hemmiker Steinmetzen spezialisiert und wußten sie in vielfältigen Formen bester Volkskunst auszustatten. Der Hof Baregg oberhalb des «Steingrabens» zeigt heute noch in seinem Türsturz von 1844 die Darstellung gebräuchlicher Handwerkszeuge, wie sie 1945 sogar in das Wappen der Gemeinde Hemmiken aufgenommen worden sind. Dieses Handwerk der Steinmetzen hat sich bis zum Ende der einheimischen Bauweise halten können und ist erst durch die Zementindustrie verdrängt worden.

An der Kirchgasse unterm Gelterkindner Gotteshaus stehen mehrere Barockhäuser, die aber sicher aus ursprünglich gotischen Bauten umgewandelt worden sind. So weist das Haus Nr. 3 das Datum 1821 auf, das Haus Nr. 6 zeigt über der Tür die Jahrzahl 1814. Das Pfarrhaus wurde vermutlich auch in jener Zeit dem damaligen Stil angepaßt. Eines der schönsten Häuser der spätbarocken Zeit stand an jenem Blickpunkt der Ochsengasse, wo diese beim gleichnamigen Gasthaus nach Norden umbiegt. Es besaß Stichbogenfenster, die mit markanten Schlußsteinen versehen waren. Die prächtige Türeinfassung trug das Datum 18 HP 10. Ohne Not wurde vor wenigen Jahren das baulich noch gut gebliebene Haus abge-

brochen, um einem nichtssagenden Neubau Platz zu machen. Auch an der Rößligasse und an der Schulgasse können wir gute Bauten barocker Bauweise entdecken, in der Schulgasse darf besonders Nr. 6 hervorgehoben werden, das noch schöne Stichbogenfenster aufweist und eine Tür, die mit 18 HBCR 18 datiert ist, im übrigen aber mehrfach verändert und aufgestockt worden ist. Auch Nr. 4 mit seinen elf Fensterachsen weist mit der Zahl 1822 auf sein Erbauungsjahr hin, gleichzeitig bestätigend, daß jene Zeit, die den Napoleonischen Kriegen folgte, trotz wirtschaftlicher Krisen, Gutes und Geschmackvolles an baulichen Werken hervorbrachte.

Wie deutlich im Baselbiet der Barock noch in die Zeit des Napoleonischen Kaiserreichs hineinreichte, wo doch der «Empire-Stil» in großen Kunstzentren seine reichen Blüten trieb, das zeigt das Hofgut *Sigmatt,* am sanften Hang des Kapf südöstlich von Gelterkinden gelegen. Dort muß schon vor der Jahrhundertwende ein Bauernhof entstanden sein. Sein Wohnteil besitzt stichbogige Fenster und eine gleiche Tür. Die Stichbogenstürze sind hier mit einem Scheitelstein versehen, was im Baselbiet nicht gerade oft vorkommt. An der nordwestlichen Giebelseite hängt unterm Krüppelwalm eine malerische Giebellaube auf Bügen vor, eine Lösung, wie wir sie im Ergolztal hin und wieder antreffen. Neben diesen Hof nun stellte kurz nach 1800 der Basler Seidenfärber Johann Rudolf Miville ein Herrschaftshaus, das mit seinem gebrochenen Dachstuhl und den Krüppelwalmgiebeln noch ganz den Geist des Barocks atmet. Die Fenster sind aber, im Gegensatz zum Pächterhaus, mit geraden Stürzen versehen. Die nordöstliche Traufseite ist durch drei Fensterachsen aufgeteilt, in deren Mitte die schlichte Tür mit Oberlichtgitter sich ohne aufzufallen einfügt. Die Gegenseite hat der Architekt des geschickt angelegten Grundrisses wegen mit fünf Fensterachsen ausgestattet, die bis in die Dachfenster hinauf fortgeführt sind. Der sich vor der nordwestlichen Giebelseite des Herrenhauses ausdehnende Garten hat seit der Anlage nach 1800 seinen charakteristisch französischen Zuschnitt bewahrt. Einzig an sein äußeres Ende, wo der Blick am besten auf die Talmulde von Gelterkinden hinuntergeht, kam ein Gartenpavillon zu stehen, der auf das Typischste den «Empire»-Stil der Napoleon-Zeit vertritt.

In *Ormalingen,* dem langgestreckten Straßendorf im oberen Ergolztal, zeigen sich manche wohlgeformte Bauernhäuser der Barockzeit. Unter sie gestellt, durch die angebaute Scheune als eines der ihren gekennzeichnet, aber doch im ganzen etwas herrschaftlicher, erscheint das Pfarrhaus. Noch im 18. Jahrhundert erhielt der Geistliche neben seinem Gehalt in Bargeld Einkünfte in Korn und Wein, ja er konnte selber Kühe halten und Grundstücke bewirtschaften. Als im Jahre 1740 die bereits vor der Reformation selb-

ständig gewesene Kirchgemeinde Ormalingen wieder neugeschaffen wurde, war ein neuer Pfarrsitz vonnöten. Wer mit dem Entwurf des Baues beauftragt wurde, wissen wir nicht. Er erscheint geschickt von der Straße zurückgerückt, und vor dem Wohnteil wurde ein Garten angelegt, in regelmäßig französischer Form. Der Zugang führte in der Mitte ins Areal hinein, so daß links davon ein kleiner Hof zwischen den Ökonomieteilen und einem gegen die Straße vorgeschobenen Schopf entstand. Der Wohnbau, der mit fünf regelmäßigen Fensterachsen gegen den Garten und die Straße sieht, zeigt sich als typisch barocker Bau. Der Grundriß wird durch einen Gang in zwei Teile zerschnitten. Die Treppe wurde aber hier nicht mehr in einem «Sommerhaus» oder gar in einem an die Rückwand des Hauses angebauten Treppenturm hochgeführt, sondern einfach seitlich an den Gang angefügt, so daß sie das eine der hinteren Zimmer verkleinerte. Wie die östliche Giebelseite, so hat auch die nördliche Traufseite nur je drei Fenster in jedem Geschoß; die der nördlichen Seite gehen aber auf eine angefügte Laube hinaus, die schon deshalb notwendig war, damit über sie der Zutritt zu den Aborten bewerkstelligt werden konnte, eine Anlage, wie sie früher oft vorkam.

Wenn wir nun schon eines der Pfarrhäuser, die der Stand Basel in der Barockzeit errichtete, beschrieben haben, so sollen die anderen im oberen Baselbiet vorhandenen Pfarrhäuser gleich anschließend behandelt werden. Die Herren Deputaten, d.h. die Verwaltung des Kirchen- und Schulgutes zu Basel ließen es sich etwas kosten, die Gemeinden, die bisher keine ausreichenden Pfarrhäuser besaßen oder deren Sprengel neu geschaffen und mit einem Pfarrherrn versehen wurden, mit einem anständigen Wohnsitz für die Geistlichen auszustatten.

Wie Ormalingen 1740 von Gelterkinden getrennt und zu einer eigenen Pfarrgemeinde erhoben wurde, so geschah es 25 Jahre später mit *Reigoldswil*. Von Bretzwil abgelöst, wurde das Dorf unter der Wasserfalle mit Titterten, das vorher zur ausgedehnten Pfarrei St. Peter (Onoldswil) gehört hatte, zu einer besonderen Kirchgemeinde vereinigt. Hier weiß man, daß Ingenieur Lucas Stähelin mit der Anfertigung des Risses für ein neues Pfarrhaus beauftragt wurde. Dieser muß offenbar zuerst das Pfarrhaus in Ormalingen oder die Pläne dazu angesehen haben; er wollte in der Folge den Grundriß so gut als möglich verbessern. So teilte er zwar das Haus durch den zwischendurch geführten Gang wieder in zwei Teile ein, ordnete aber die Treppe zweiläufig und quer zum Gang in einem eigens abgesonderten Geviert der Nordwestecke des Hauses an. Um einen Zugang zu den vor die Mauer tretenden Aborten zu gewinnen, benötigte man auf der anderen Seite des Ganges ein weiteres Geviert; das führte zu einem neuen Raumverlust,

doch mußte man die Aborte nun nicht mehr über die offene Laube erreichen.

Das schönste Pfarrhaus der Barockzeit ist unstreitig jenes in *Bretzwil,* dem westlichsten der Oberbaselbieter Dörfer. Zusammen mit der Kirche und der Pfarrscheune bildet es, von Westen und Norden gesehen, eine prächtige Baugruppe auf einem Hügel, welche das langgestreckte Dorf dominiert. In jenen Jahren, da sich die Obrigkeit mit der Neugliederung der Pfarreien im südwestlichen Zipfel ihres Herrschaftsbereiches beschäftigte, bekamen Reigoldswil und Bretzwil, die von 1555 bis 1765 in eine Pfarrei zusammengehörten, beide einen neuen Pfarrsitz, was eigentlich recht großzügige Mittel erforderte. In Bretzwil, dessen Pfarrer fürderhin nur noch Lauwil mitversah, sparte man keineswegs. Der obrigkeitliche Baumeister, Johann Jakob Fechter, hatte schon 1763 den Bau, dem er eine herrschaftliche Allüre gab, großenteils fertiggestellt; doch zogen sich die Arbeiten, vor allem die Anlage des Gartens bis 1766 hin. Zuletzt beliefen sich die Kosten auf 10 401 Basler Pfund 18 Schilling und 9½ Pfennige; aber es ist verwunderlich, daß diese Summe niedriger ausfiel als jene für das Reigoldswiler Pfarrhaus, das 10 745 Pfund 14 Schilling und 4 Pfennig gekostet hatte. Fechter gab seinem Bau in Bretzwil einen anderen Grundriß als dies Lucas Stähelin im Reigoldswiler Pfarrhaus getan hatte. Der Stadtbaumeister entwarf offenbar viel unabhängiger. Er trennte zwar im Erdgeschoß, das an der Westseite des abfallenden Terrains wegen auf hohem Sockel liegt und durch eine doppelläufige Freitreppe erreichbar ist, die Räume durch Gänge fast vierteilig auseinander. Aber das Treppenhaus fügte er so geschickt und die Treppenläufe abgewinkelt in das Ganze ein, daß allein dies eine breite Behäbigkeit vermittelt, wie sie in den Pfarrhäusern von Reigoldswil und Ormalingen noch lange nicht erreicht wurde. Die Räume sind in beiden Geschossen sinnvoll angeordnet; sie ermangeln aber der Stuckdecken, wie wir sie eigentlich in einem solch herrschaftlichen Hause erwarten dürften. Eine Eigentümlichkeit des Hauses sind auch die Anbauten an die nördliche Giebelseite, Aborte und Laube, welch letztere sonst immer einer Traufseite der Häuser angehängt wurde. Die Fenster sind mit geraden Stürzen versehen, an den drei Fassaden (ohne die Nordseite mit der Laube) regelmäßig eingesetzt und vorzüglich ausgewogen, gegen Westen und Osten mit je fünf Achsen, von denen die mittleren die schlichten Türen aufweisen, gegen Süden – weiter auseinanderliegend – drei Achsen. Formvollendet erscheint das Dach, ohne jeglichen Aufbau außer dem der Kamine, mit Krüppelwalmen gegen beide Schmalseiten. Vor der westlichen Schauseite liegt der Hof, der nordwärts von der großen Pfarrscheune abgeschlossen wird, während gegen Westen hin ein kleines Waschhaus ebenfalls in

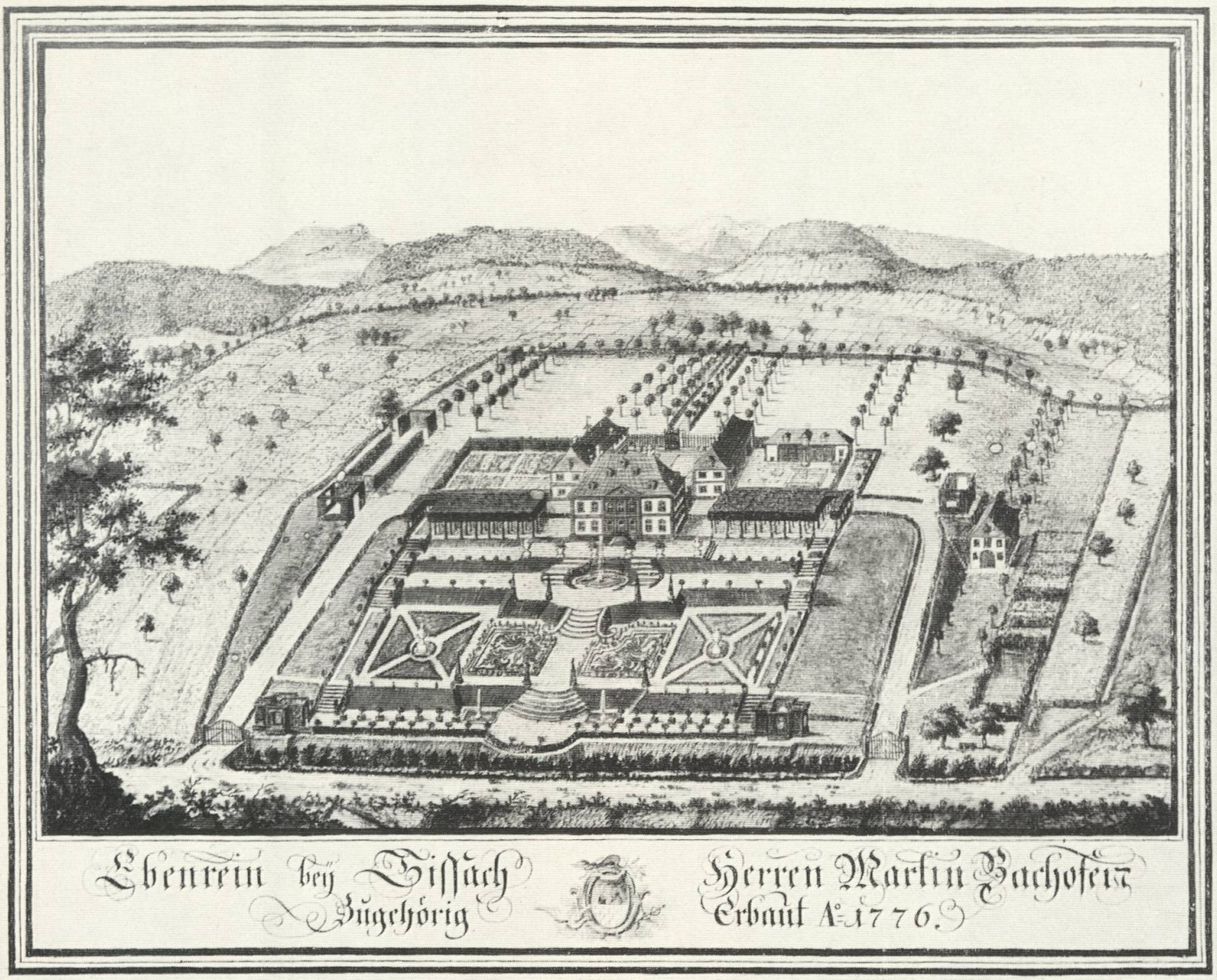
aller Bescheidenheit zum geschlossenen Charakter des Hofes und der ganzen Gebäudegruppe beiträgt. Im Jahre 1786 wurde die Kirche ebenfalls, außer dem Turm, in spätbarocken Formen erneuert.

Das Pfarrhaus in *Ziefen* ist eines der späteren aus der guten Bauzeit. Wir dürfen es als gutes Beispiel in die klassizistische Epoche einreihen. Dafür besitzt das Dorf im hinteren Ergolztal, das bis vor wenigen Jahren seinen alten Baubestand bewahrt hat, ein «gewöhnliches» Bauernhaus mit einem markanten barocken Aussehen. Es ist das sogenannte «*Neue Haus*» am oberen Ende der langgestreckten Ortschaft (Nr. 115). Mit seinem hohen Kellersockel beweist der stattliche Bau, daß in Ziefen während Jahrhunderten Rebbau getrieben worden ist. Darüber erheben sich drei Geschosse, das oberste etwas niedriger und sich hinter dem Dachvorsprung teilweise verbergend. Ungewöhnlich ist bei den Fensterumrahmungen, daß diese wohl in den Stürzen einen Stichbogen aufweisen, der aber nur «eingekerbt» ist, so daß das Fenster rechteckig bleibt und auch der Sturz nach oben gerade endigt. Die Ecken sind mit Rustika-Lisen versehen. Der Zugang zum Erdgeschoß erfolgt durch eine Doppeltreppe, die zur Tür und dem das ganze Haus an der Nordseite durchquerenden Gang führt. So einfach die Türeinfassung ist, so reich ist der Türflügel, den man sich unbedingt näher ansehen muß. In den bandartigen Verzierungen finden wir die Jahrzahl 1780 und die Buchstaben HR, denen wir auch am Ofen der unteren großen Stube begegnen. Sie zeigen uns, daß hier im sonst nicht an den großen Kunstströmungen teilnehmenden Ziefen ein Künstler der «Régence-Zeit» gearbeitet und sein Können in dieser bei uns recht seltenen Stilnuance wenn auch verspätet, bewiesen hat. (Der Name «Régence» erinnert an die in Frankreich nach dem Tode König Ludwigs XIV. 1715 für dessen Urenkel durch Philipp von Orléans geführte Regentschaft, die bis 1723 dauerte).

Zu beachten ist auch der noch vorhandene originelle Türklopfer, der wie so viele Kleinigkeiten in jener Zeit mit liebevoller Sorgfalt geschaffen worden ist. Recht hübsch ist ferner die hintere Ausgangstür, die unter den Lauben der Rückfassade auf eine kanzelartige Treppe mündet.

Endlich soll das Pfarrhaus zu *Bubendorf* besprochen werden. Es muß hier unter die barocke Epoche eingereiht werden, obgleich ein großer Teil der Mauern bereits aus der gotischen Zeit herrührt. Das Gebäude ist wohl der merkwürdigste und komplizierteste aller Pfarrherrensitze im Baselbiet und ohne Vergleich mit dem Grundriß schwer zu beschreiben. Den Hauptteil bildet ein nach Osten blickendes breites Giebelhaus mit zwei Wohngeschossen; es lehnt sich an die Halde vor der Kirche an und mag zum ältesten Bestand der ganzen Gebäudegruppe gehören, die vom Basler Domkapitel im Mittelalter zu bauen begonnen wurde. Im Jahre 1695 fügte

9 Schloß Bottmingen von Nordwesten

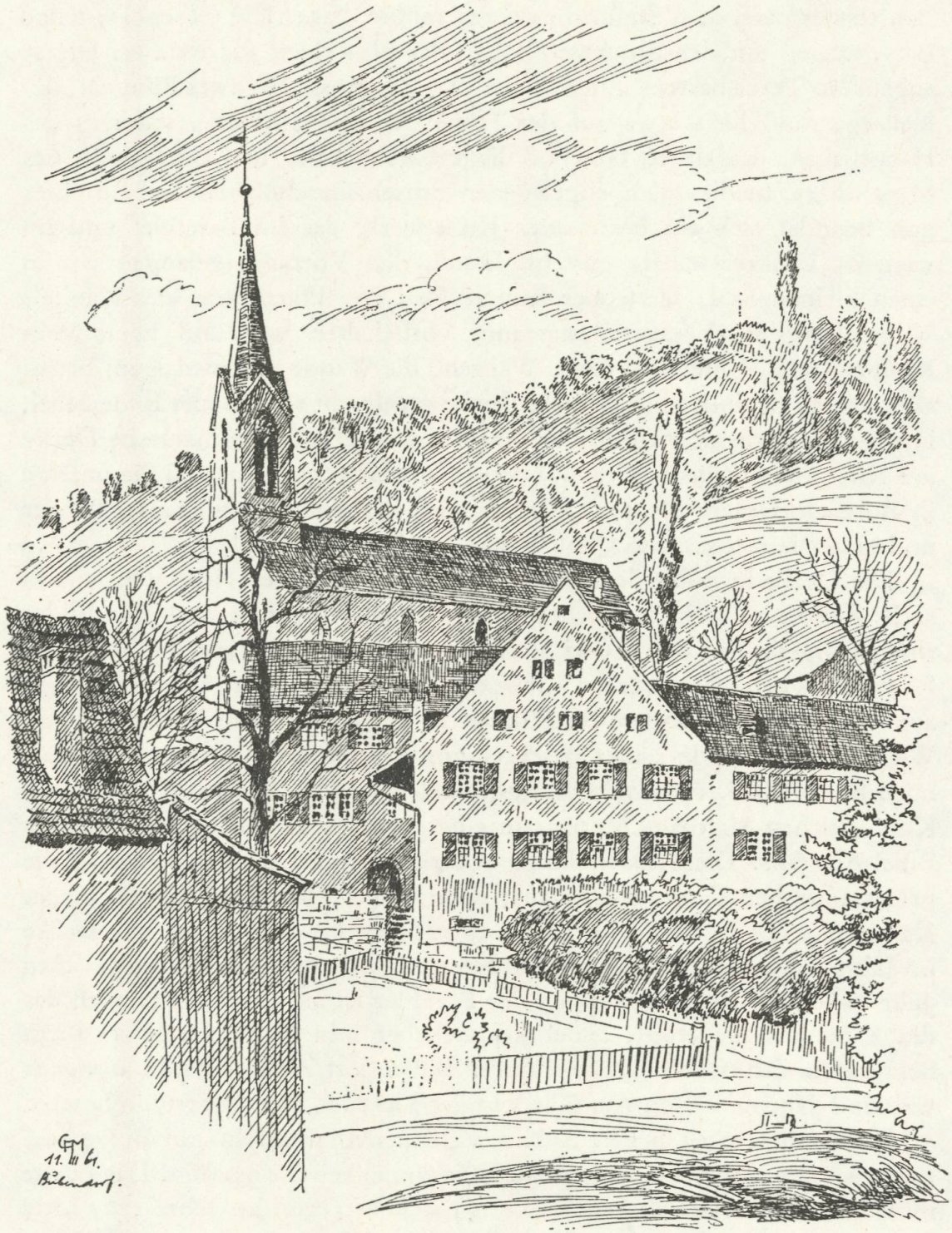


10 Ebenrain bei Sissach um 1800

sodann die Stadt Basel einen schmalen Trakt an, in der Weise, daß er etwas südlich hinter und über den alten Wohnbau zu stehen kam. Da sich der Baumeister nach dem Steilhang richten mußte, haben die Geschosse keine Beziehungen mit den Stockwerkhöhen des bisherigen Pfarrhauses. Dieser angebaute Trakt besteht in jedem der drei Geschosse aus zwei Räumen; das Kellergeschoß liegt etwa auf der Höhe des ersten Wohngeschosses des Hauptbaues, das dritte Geschoß liegt bereits über der Dachtraufe des Mitteltrakts. In diesem hochgelegenen dritten Geschoß des Nebentraktes nun befindet sich ein besonderes Kunstwerk, das im Baselbiet und im weiteren Umkreis einzig dasteht. Durch den Vorraum gelangen wir in einen kleinen Saal, der früher längere Zeit den Pfarrherren des Kapitels Waldenburg als Versammlungsraum vorbehalten war und heute dem Konfirmanden-Unterricht dient. Während die Wände von niedrigem Brusttäfer umzogen sind, zeigt sich die Decke regelrecht als gemalte Bilderbibel, in einer Art, wie sie vielleicht am ehesten die berühmte romanische Decke der Kirche von Zillis in Graubünden aufzuweisen hat. Nur daß die unsrige in Bubendorf mehr als 550 Jahre jünger, flächenmäßig weitaus geringer und in der künstlerischen Qualität viel bescheidener ist.

Die Decke in Bubendorf besteht aus 36 rechteckigen Holztafeln, die in sechs Reihen zu sechs länglichen Darstellungen eingeteilt sind. Die Bilder sind so angeordnet, daß je drei Streifen in gleicher Weise von der Mitte des Raumes aus betrachtet werden können. Die eine Seite weist 18 Darstellungen aus dem Alten, die andere Seite deren 18 aus dem Neuen Testament auf. Wie Ernst Gruber in seiner Beschreibung der Decke (Baselbieter Heimatbuch Band VII S. 158–172) aufzeigt, handelt es sich um freie Kopien nach Kupferstichen Matthäus Merians in einer 1630 zu Straßburg erschienenen Bibel-Ausgabe. Diese Darstellungen wirkten offenbar noch lange in die protestantischen Gegenden hinaus; denn wie wir einer Aufschrift in der Kaminecke des Bubendorfer Saales entnehmen können, wurde die Decke im Jahre 1695 von den Familien Strübin und Socin gestiftet und im gleichen Jahr vollendet. Zu den Wappen der Bezahler ist an dieser Stelle auch das des Künstlers beigefügt; leider konnte aber sein Name bis heute nicht herausgefunden werden. Die Pfarrei Bubendorf/Ziefen wurde übrigens während Jahrhunderten von Gliedern der Liestaler Familie Strübin besetzt.

Außer diesem südlichen Anbau wurden dem Pfarrhaus in Bubendorf später an der Nordseite noch weitere Gebäulichkeiten angefügt. Das dürfte im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts geschehen sein. Im Jahre 1767 hatte der obrigkeitliche Baumeister und Ingenieur J. J. Fechter den Auftrag erhalten, ein Gutachten über den baulichen Zustand des Hauses abzugeben. Er entledigte sich seiner Aufgabe, indem er eine genaue Beschreibung



Kirche und Pfarrhaus von Bubendorf

lieferte, die alle Wünsche des Pfarrherrn Strübin sowie die notwendigen Instandstellungsarbeiten enthielt. Besonders in den neueren Teilen zeigte sich die Dringlichkeit einer völligen Überholung des Äußern und Innern. 1768 stellte auch Dompropsteischaffner J.J. Thurneysen große Schäden fest, worauf die Restaurierung begonnen und bis 1772 fertiggestellt wurde. Damals bekam die Gebäudegruppe ihr heutiges Aussehen, denn 23 Kreuzstöcke d.h. Fenstereinfassungen mußten neu angefertigt werden. So ist es kein Wunder, wenn vom früheren Aussehen nichts mehr übrigblieb und heute der schlichte Stil vom Ende des 18. Jahrhunderts, vom Ausklang des Barocks, vorherrschend ist.

Der Ebenrain bei Sissach

Die meisten Landsitze baslerischer Familien lagen im näheren Umkreis Basels. Daß sich aber auch oberhalb Liestals für herrschaftliche Ansprüche noch recht gut wohnen ließ, das beweist das schloßartige Gut «Ebenrain» vor Sissach. Es entstand am Ende der barocken Epoche der Baukunst und spielt mit seinen Einzelformen bereits in den Stil hinüber, den man nach dem französischen König Ludwig XVI. «Louis seize» nennt, oder auch mit Klassizismus bezeichnet. Doch deckt sich das eine nicht unbedingt mit dem andern, weil die verschiedenen Kunstzentren die neue Strömung verschieden verarbeiteten.

Der reiche Basler Bändelherr Martin Bachofen-Heitz, der seinen Sitz im «Rollerhof» am Münsterplatz hatte, erwarb sich 1773 größere Grundstücke südlich der Landstraße, die von Itingen her dem nahen Flecken Sissach zustrebt. Hier ließ er sich vom berühmtesten Architekten seiner Vaterstadt, Samuel Werenfels (1720–1800), die Pläne zu einem prachtvollen Landgut entwerfen, wie es sich würdig in die Reihe der bereits geschaffenen Werke des großen Baukünstlers einreiht. Mit dem Hause «zum Delphin» an der Ecke Rittergasse/Bäumleingasse hat Werenfels seine Laufbahn recht eigentlich begonnen. Während er diesen Bau 1760 nach einem noch vorhandenen, etwas unbeholfen erscheinenden Riß errichtete, wechselten die Auftraggeber, was sicher nicht gerade zu frohem Schaffen einlud, und doch hat dieses Haus bereits etwas Hochgemutes an sich. Es muß daher auch andere begüterte Basler Industrielle bewogen haben, dem Architekten Wünsche vorzutragen und Aufträge zu erteilen. Deshalb verdanken wir ihm auch die einzigartige Baugruppe des «Wendelstörferhofes» (Weißes Haus) und des «Reichensteinerhofes» (Blaues Haus) am Rheinsprung (1761–1769), das ehemalige Posthaus beim Fischmarkt (heute Stadthaus der Bürgergemeinde), das von 1770 bis 1775 errichtet wurde, und als Abschluß der Reihe den

«Segerhof» am Blumenrain, der in den 1780er Jahren schon ganz im Sinne des Klassizismus entstand.

Während Werenfels noch mit dem Posthaus der Basler Kaufmannschaft beschäftigt war, zeigte sich Martin Bachofen-Heitz bei ihm und wünschte Entwürfe für ein Landhaus auf dem «Ebenrain» bei Sissach. Der Kaufherr wußte von den bedeutenden Kenntnissen, die Werenfels auf dem Gebiete der Architektur eigen waren; es war ihm aber auch bekannt, daß der Baukünstler in praktischen Dingen weniger gut zu Hause war und sich beim Bau des Ryhiner'schen Landgutes vor dem Basler Riehentor in den Kosten übel verrechnet hatte. Bachofen war daher vorsichtig genug, die eigentlichen und Bauarbeiten dem Baumeister Daniel Büchel (1726–1786) zu übertragen.

Glücklicherweise haben sich in Privatbesitz vier Originalpläne erhalten, die uns zeigen, auf welche Weise Samuel Werenfels für den Ebenrain plante und entwarf. Besonders instruktiv ist der Aufriß für den «Risalit des Gebäu auf dem Ebenrain Ao 1774», eine Federzeichnung, in welche Bildhauerarbeiten über Fenstern und Portalen eingetragen wurden. Aus den Strichzeichnungen heraus fertigte Werenfels sodann farbige Pläne an, die glänzende Beispiele wohlgekonnter Architektur-Darstellungen sind. Der Plan der Hoffassade gibt zugleich auch einen Schnitt durch die Seitenflügel wieder und wir können annehmen, daß einst auch in gleicher Weise die seitlichen Ansichten der Gebäudegruppe sowohl mit Aufrissen wie mit Schnitten vorhanden gewesen sein müssen.

Wenn wir nun aber diese Pläne des Architekten mit dem heutigen Bestand vergleichen, so erkennen wir, daß der Bau nicht in allen Teilen den Entwürfen entspricht. Auf den Plänen fällt vor allem das steil aufragende Walmdach auf, das bei der Ausführung dann in der Neigung gemildert wurde. Auch kam vermutlich nie der Dachreiter auf den First zu sitzen, denn er hätte bei dessen verkürzter Länge nicht richtig Platz zwischen den beiden Kaminen gefunden. Daß man in dieser spätbarocken Zeit dem Bau keinen gebrochenen Dachstuhl in der nach Mansard genannten französischen Bauart aufsetzte, ist im Baselbiet nicht verwunderlich, denn auch bei allen großen Basler Wohnsitzen jener Zeit verzichteten Architekten und Bauherren auf diese fremde Form und blieben der alten Bauweise treu.

Die Hauptfassade des Landhauses «Ebenrain» richtete sich gegen Norden zur Landstraße. Ein Mittelrisalit faßt hier, wie dies schon in den Entwürfen der Fall war, drei Fensterachsen unter einem schwachgeneigten Giebel zusammen, während die Seitenteile je zwei weiter auseinanderstehende Fenster aufweisen. Viel schlichter gibt sich die Hoffassade, in der sich der Ausgang nicht aus den Fenstern heraushebt, und diese auch im oberen Geschoß in gleicher Weise durchlaufen. Die heutigen Dachaufbauten, von

denen das mittlere Giebelchen höher ist als die andern, scheinen im letzten Jahrhundert vermehrt, wenn nicht gar verändert worden zu sein. Sicher war die Dachfläche ruhiger aufgeteilt. Die Schmalseiten des recht tiefen Wohnbaues begnügen sich mit je drei Fensterachsen. Sie sehen frei in den seitlichen Garten hinaus; denn der Haupttrakt steht allein gegen die Kante der nördlich abfallenden Böschung gerückt. Die beiden Nebenflügel setzen nicht am Hauptbau an, sondern sind derart davon abgesetzt, daß zwischen dem letztern und ihnen eine mit Gittern abgeschlossene Tordurchfahrt eingefügt werden konnte. Das macht den Hof hinter dem Wohnbau so reizvoll, daß er nicht völlig von Bauten umstellt ist, sondern drei Lücken in den Park hinaussehen lassen. Die südliche Breite wird wirksam durch ein Gitter abgeschlossen, dessen Mitte durch ein lebhaftes, prächtig geschmiedetes Tor markiert wird. An solchen Aufgaben entwickelten sich auch die Handwerker zu wahren Künstlern, die es verstanden, das Ihre – und es ist nicht wenig – zum Gesamteindruck beizutragen. Wer bei diesem Gittertor stehen bleibt, hat nicht nur das Vergnügen, durch dessen Schwingungen in den Hof hinein, sondern ebenso gut hinaus zu sehen in die wundervolle Allee, die als letzter Zeuge französischer Gartenbaukunst erhalten ist.

Denn der Erbauer des «Ebenrains», Martin Bachofen-Heitz, hatte nicht nur vorzügliche Bauten erstellen wollen, sondern sie auch mit dem notwendigen Lebensraum ausgestattet. Was das Landgut so großartig und reizvoll macht, das sind die Gartenanlagen, welche die Baugruppe umgeben. Solche zu entwerfen hat der großzügige Basler einen der besten Künstler auf diesem Gebiet beauftragt, nämlich den weitgereisten Berner Architekten Niklaus Sprüngli (1725–1802). Dieser hat sich offenbar in seiner Vielseitigkeit auch als Gartenkünstler einen großen Ruf erworben. Bachofen zog ihn jedenfalls für den «Ebenrain» zu und ließ sich von ihm die Gestaltung des Geländestreifens zwischen dem Wohnbau und der Landstraße ausarbeiten. Der noch erhaltene Plan ist aber dann aus unbekannten Gründen nicht ausgeführt worden. Ein anderer Entwurf von fremder Hand fand offenbar mehr Gefallen und zeigt ungefähr das, was dann auf einem von J. Caspar Zehender 1785 aufgenommenen Bild des Ebenrains von Norden her zu sehen ist, mit Hecken, Bosquets und Wasserkünsten, wie sie nach streng ausgerichteten und zugeschnittenen Linien in der französischen Gartenbaukunst üblich waren.

Wie lange diese terrassierte Anlage, die zur Gebäudegruppe als weitgespannter Rahmen einzigartig paßte, Bestand hatte, ist nicht genau zu sagen. Schon um 1800 war eine schwärmerische Betrachtung der Natur aufgekommen, welche die schnurgeraden und in gebundene Formen gepreßten Beete und Pflanzenreihen nicht liebte. Der «Englische Garten» gewann die

Oberhand. Dies geschah im «Ebenrain» jedenfalls erst nach dem Tode des Erbauerpaares. Von 1817 an gelangte das Landgut in verschiedene Hände, erst in baslerische, dann von 1849 an in die von Ausländern. Wenn nun das Aussehen des Parkes verändert wurde, so hat der Gesamteindruck keine Schwächung erfahren. Wer den Park und die in ihn hineingestellte Baugruppe aufsucht, wird überrascht sein über die ruhige Schönheit, welche beiden heute noch eigen ist, in einer Zeit, die das Aussehen des nahen Dorfes Sissach und die benachbarten Talauen so sehr zu ihrem Nachteil verändert hat.

VI. Klassizismus, Empire und Biedermeier

Da der Barock in unserem bescheidenen Baselbiet nur in seltenen Fällen ausgesprochene Modeform annahm und spürbar von der großen Welt beeinflußt wurde, so läßt es sich heute schwer unterscheiden zwischen ihm und den Stilrichtungen, die ihm folgten. Arlesheim mit seinem Dom und Domplatz fällt eigentlich ganz aus dem Rahmen, da diese fürstlich zugeschnitten sind, unsere Städtchen und Dörfer sonst aber kleinbürgerlich und bäuerlich genügsam blieben. Und doch ist erstaunlich, wenn wir auch das Schlichte und Bescheidene zu achten gewillt sind, wie viel und wie Schönes im Baselbiet entstanden ist. Man kann ruhig sagen, daß ein Großteil aller Bauwerke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt. Dies beweist, daß die Jahre, in denen mit dem Eindringen der Revolutionsideen in unser Land politische und wirtschaftliche Unruhe herrschte, in denen die Kriegszüge Napoleons einen großen Aderlaß verlangten, und denen dann Hungerjahre, Seuchen und Minderung der Bevölkerung durch Abwanderung folgten, trotz allem Jahre waren, in denen die dem Boden treubleibenden Menschen zähe ihre Ziele verfolgten und sich ihre Heime bauten.

Nun ist es schwer, die Abfolge der verschiedenen Baustile auch im Baselbiet zu verfolgen. Was draußen in den großen Kunstzentren als Klassizismus, Empire und Biedermeier unterschieden wird, geht bei uns ineinander über und nur wenige Beispiele können beweisen, daß alle drei Epochen auch in unseren Juratälern Spuren hinterlassen haben. Das Wichtigste, was diese Bauweisen von jener der gotischen Zeit unterscheidet, das haben sie bereits mit dem Barock gemeinsam; schon bei ihm ist eine gewisse Regelmäßigkeit und Symmetrie angestrebt worden und diese wird nun bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts beibehalten. Wie schon im 18. Jahrhundert, so zeigen sich die Fenster und Türen auch weiterhin sowohl mit geraden Stürzen als auch mit Stichbogen nach oben geschlossen. Es können

Lisenen und Gesimse die Geschosse senkrecht und waagrecht unterteilen. Türen und Torbogen öffnen sich in den Wohnteilen der Bürger- und Bauernhäuser sowohl in der Mitte der Fassaden wie an die Seite verschoben. Bei den Scheunen und Ställen bleiben sich die Aufteilungen der Hauswände größtenteils wie bisher gleich. Nur sind aus den großen gotischen Scheunen, die an ihren Bogen Hohlkehlen oder abgefaste Kanten besaßen, mittlerweile barocke Toröffnungen geworden, die hin und wieder keine Rundbogen mehr sind, sondern gedrückte «Korbbogen», oder solche, die einen Schlußstein in ihrem Scheitel aufweisen.

Die runden Torbogen mit den abgefasten Kanten finden wir noch bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts. So sehr hat sich die Tradition gehalten. Es gibt Dörfer, in denen wir überhaupt nur solche finden. Wieder andere, wie das kleine *Giebenach,* erfreuen mit Korbbogentoren; es ist überhaupt eine der Ortschaften, die besonders viele stattliche Torbogen aufweisen.

Merkwürdig ist nun zu sehen, daß das Baselbiet bis in diese Zeit hinein gegenüber den Nachbargebieten auf Schweizer Boden etwas baulich Besonderes darstellt. Wir können seine schönen steinernen Torbogen nur noch mit jenen des Fricktales und des jenseits der Landesgrenze gelegenen Markgräflerlandes vergleichen. Dort sind sie vielleicht noch zahlreicher und reicher ausgebildet in vielen Dörfern zu finden. Vielfach hat man dort auch die Häuser in Reihen zusammengebaut. Sollten jenseits der Landesgrenzen während langer Zeit die gleichen Bauvorschriften gegolten haben? Der Austausch in kulturellen Gütern war ja sehr rege und der Fürst, der über das Markgräflerland gebot, der Markgraf von Baden-Durlach, hat zeitweise auch in Basel Hof gehalten. Zudem hat nach dem Dreißigjährigen Krieg, der die Bevölkerung der schönen Landschaften am rechten Rheinufer schwer dezimiert hatte, eine Einwanderung aus dem baslerischen Hoheitsgebiet stattgefunden, die sicher auch zur Verwandtschaft das Ihre beitrug.

Die barocken Formen der Fenster und Türen waren, wie wir feststellen konnten, im Baselbiet bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gebräuchlich. Dafür sorgten die Steinmetzen, welche nach alter Sitte und Gewohnheiten das «Grems», d.h. die Gewände, Stürze und Simsen, bearbeiteten und in das Bruchsteinmauerwerk einsetzten. Bei uns gab es nur selten anderes, gehauene Eckquader hin und wieder, aber nicht für das übrige der Wände, da war man im Baselbiet schon von jeher viel zu sparsam.

Aber mitten in diese verspätete Bauweise hinein hat sich doch an manchen Orten die aus dem Ausland hereinkommende «moderne» Art festzusetzen gewußt. Zu allen Zeiten gab es Menschen, die für das Neue und am liebsten das Neueste «aufgeschlossen» waren. So können wir auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts erkennen, wie manche Baulustige ihre Pläne

von Architekten anfertigen ließen, die im Ausland geschult worden waren. In Frankreich lösten sich seit jeher jene künstlerischen Richtungen ab, die nach den regierenden Häuptern benannt wurden; auf «Louis XVI» folgte der Stil des «Directoire» und des Napoleonischen Kaiserreichs, das «Empire», das zur Verherrlichung des aus der Revolution hervorgehenden siegreichen Eroberers das Seine beitrug. Im benachbarten Elsaß wurden diese Bauweisen häufig angewendet; so ist es kein Wunder, wenn sie auch bei uns eindrangen. Das Birseck gehörte mit dem übrigen bischöflichen Jura bekanntlich von 1792 bis 1815 zum revolutionären und kaiserlichen Frankreich. So finden wir da und dort sogar an Bauernhäusern die aus Rosetten und Kranzgewinden bestehenden Ornamente des «Empire», welche die hängenden Tücher und Guirlanden des Louis-XVI-Stils ablösten.

Klassizismus und Biedermeier im unteren Baselbiet

Aus den Steinen der nach der Belagerung im Jahre 1815 geschleiften Festung Hüningen soll der prächtig im Wiesengelände des «Säuwinkels» gelegene *Weiherhof* (Gemeinde Oberwil) erbaut worden sein. Er stellt bis heute ein Idyll zwischen Pappeln und Weiden dar und zeigt auch, wie ein Bauerngehöft der Biedermeierzeit aussah, wenn es in größerem Ausmaß aus einem Guß entstehen konnte. Die Ökonomiegebäude gruppieren sich um einen Hof, während das Wohnhaus nördlich davon im Garten steht und zwar erhöht auf einer stattlichen Terrasse, deren Mauer offenbar aus den Quadersteinen der Hüninger Bastion errichtet wurde. Ein Walmdach in guten Proportionen deckt den zweigeschossigen Wohnbau, dessen wohlabgewogene Verteilung der Fenster mit ursprünglicher Sprossenteilung etwas vom guten Geschmack der damaligen Baumeister verspüren läßt.

Nicht unwichtig für den Bau des Weiherhofes muß die Anlage der sogenannten «Napoleons-Straße» gewesen sein, die von der früheren elsässischen Grenze bei Hegenheim über das 1792 französisch gewordene Allschwil in das ebenfalls eroberte Birseck und Laufental hineinführte. Auf dieser Straße wurden wohl auch die Steine der Hüninger Festung herbeigeführt.

Großen baulichen Aufschwung brachten die «französischen Jahre» den ehemals bischöflich-baslerischen Dörfern im übrigen nicht. Sie blieben in jeder Weise äußerst bescheiden und das Dorf *Arlesheim,* das durch die Domherren eine besondere Stellung einnahm, fiel wegen der Flucht dieser Adeligen weit zurück. Was half es, daß die Pfarrkirche St. Ottilien, die noch kurz vor der Revolution eine Erneuerung erfahren hatte, eine Nachfolgerin im stattlichen Dom erhielt? Die Verwaltung der Dörfer wurde während

der französischen Herrschaft von Reinach aus vorgenommen. Arlesheim erhielt aber 1815 einen Teil seiner herrschaftlichen Stellung zurück, als der Sohn des letzten Landvogtes, Konrad Friedrich Karl von Andlau, mit den Alliierten 1813 in seinen Geburtsort zurückkehrte und von hier aus das ihm übertragene Amt eines Gouverneurs der zurückeroberten bischöflichen Lande ausübte. Zu den bisherigen Familienbesitzungen kaufte er von 1808 an vieles dazu, was die Franzosen dem Bischof und dem Domkapitel geraubt und an Leute der Gegend versteigert hatten. So kam schließlich um den «*Andlauerhof*», der vor dem Jahre 1754 auf Grundmauern des Flachsländischen Schlößchens in schlichtem Spätbarock errichtet worden war, ein großes Landgut zusammen, das neben der Burgruine Birseck auch die «Eremitage» mitinbegriff.

Diese «*Eremitage*» ist ein Zeuge jener schwärmerischen Zeit, in der die Freude an der Natur erstmals die Menschen ergriff. Die Anlage spiegelt die Zeit der «Aufklärung» in ihrer Zwiespältigkeit, mit ihrer Sehnsucht nach der Echtheit aller Gefühle und mit dem Pathos, wider, das die Natur doch nicht so sein lassen konnte, wie sie wirklich ist, sondern sie mit Denkmälern und Sinnbildern durchsetzen mußte.

In den 1780er Jahren hatten die Frau Landvögtin zu Birseck, Balbine von Staal, aus altem Solothurner Geschlecht, und ihr Vetter, der Domherr Heinrich von Ligerz, die Gartenanlagen geschaffen. Als die Französische Revolution ihre Wellen bis an die Grenzen des bischöflichen Staates warf, ward 1793 auch die «Eremitage» zerstört. Erst anfangs des 19. Jahrhunderts erstand der Park mit seinen Denkmälern wieder, nicht mehr ganz so wie er gewesen, da einzelnes wegblieb und anderes im veränderten Geschmack neu geschaffen wurde. 1814 konnte der Basler Maler Samuel Birmann bereits wieder eine Sammlung von Bildern, die den wichtigsten Teilen gewidmet waren, erscheinen lassen.

Alle Einzelheiten zu beschreiben, reicht hier der Platz nicht. Wer Verständnis für Geist und Gemüt früherer Geschlechter aufbringt, wird im Tal hinter Arlesheim sich an vielen lauschigen Plätzchen erfreuen und staunen, wie hier die Natur, die an sich schon merkwürdige Gebilde aus Felsen geschaffen hat, mit den Eingebungen gefühlvoller Menschen verbunden wurde. Kindern wird natürlich der Klausner in seiner schlichten Hütte stets am meisten Eindruck machen, weil er für jede Gabe dankend zu nicken weiß, obwohl er doch kein richtiger Mensch ist.

Daß die Burg Birseck, die ebenfalls in den Revolutionsjahren zur Ruine wurde, heute die Krönung des ganzen Gartensystems bildet, ist eine Zugabe, die man unerwartet vorfindet. Der Freiherr von Andlau hat die Schloßkapelle in romantischer Weise instandgestellt und dem zerstörten Turm, einen

lustiger Raum und eine merkwürdige Haube übergestülpt; anstelle des Wohnbaues findet sich heute ein kleiner «Rittersaal», der mit drei großen Bildern des Basler Malers Jakob Christoph Miville aus den Jahren 1807–1809 geschmückt ist, mit Darstellungen von Birseck und der Aussicht nach dem Blauen und der Landskron. Diese prächtigen Landschaftsbilder stammen aus dem von Suryschen Gut in Arlesheim, das leider in jüngerer Zeit alle seine Werte verloren hat. Es lag oberhalb der Domkirche als Nachfolgerin des Osteiner Hofes auf dem leichten Hügelrücken, der für die barocke Siedelung der Domherren ausgewählt worden war.

Daß die alte Planung des barocken Baumeisters über den Untergang des Bistums Basel hinaus weitergewirkt hat, sehen wir aus den Bauwerken, die unterhalb des heutigen Domplatzes erstanden. Sowohl das schlichte Schwabesche Haus (Domstraße 3) wie das auf der gegenüberliegenden Seite weiter unten gelegene Ehingersche Haus (Domstraße 2) treten mit ihren Fassaden so weit vom Sträßchen zurück, daß sie genau auf die Flucht der weiter oben den Platz bildenden Domherrenhäuser zu liegen kamen. Das ist sicher kein Zufall, und man kann sich vorstellen, daß der Platz einmal viel länger geplant war. Das eben genannte *Ehingersche Landhaus* ist ein typischer Bau der Biedermeierzeit. Über zwei Hauptgeschossen zeigt sich ein niedriges Geschoss, über das ein flachgeneigtes Dach gelegt wurde. Dem schlichten Portal nach muß das Gebäude aus der Zeit um 1820 stammen. Ein schöner Hof und Garten vervollständigen die «edle Einfalt und stille Größe», die dem Ganzen eigen ist.

Das Basler Geschlecht der Ehinger, das seit 1642 im Kleinen Rat vertreten war, und mit Christoph (1755–1833) sogar zur Würde des Bürgermeisters aufstieg, hat sich nicht nur in Arlesheim mit einem Bauwerk einen Namen gemacht, sondern auch in *Münchenstein,* wo ebenfalls ein Ehingersches Landgut existiert. Doch wurde dieses nicht durch die Familie erbaut, deren Namen es bis heute trägt. Diese Anlage, die mit Haus und Park am Rande einer gegen die linke Birsniederung abfallenden Böschung geschaffen wurde, verdankt ihr Entstehen dem Handelsmanne Ludwig August Sarasin (1804–1831), der das Landgut «Neue Welt» bald nach seiner Verheiratung mit Julie Merian, der Tochter des Besitzers von Klein-Riehen (Bäumlihof), um 1830 anlegen ließ, um so seinen Wohnsitz ganz in der Nähe seiner Arbeitsstätte aufschlagen zu können. Denn in der nahen, am Albanteich gelegenen Baumwollspinnerei Sarasin & Heusler war er Teilhaber und technischer Leiter. Für die Entwürfe seiner baulichen Wünsche gewann er den 1801 geborenen Sohn des Pfarrers von Münchenstein, *Melchior Berri,* der als Architekt schon früh sein großes Können bewies und zu Ehren kam. Als Schüler von Weinbrenner, dem großen Gestalter von Karlsruhe, hat

Berri in selbständiger Weise manche Bauten in neuklassizistischer Weise entworfen und geschaffen. Es seien unter den bekannteren Werken das Museum an der Augustinergasse und das alte Stadtkasino am Steinenberg in Basel erwähnt. Arnold Böcklin nannte Berri den einzigen Künstler unter den schweizerischen Architekten seiner Zeit.

Nach dem strenger und einfacher gestalteten Wohnhaus des Margarethengutes in Binningen stellte das Sarasinsche Gut in Münchenstein unter den Basler Landhäusern das früheste Beispiel des neuklassischen Stiles dar.

Das schöne Landgut mochte noch nicht ganz vollendet und auch in seiner Ausstattung unfertig gewesen sein, als der Bauherr Ludwig August Sarasin-Merian 1831 in jugendlichem Alter starb. Seine Witwe behielt das Haus bis zu ihrem Tode 1862; dann ging es an die Tochter Julie Ehinger-Sarasin und deren Gatten über. Nach Frau Ehingers Tod 1887 kam es an ihren Neffen Ehinger-Heusler, dessen Kinder aus erster Ehe das Gut übernahmen. Louise Ehinger verkaufte es sodann im Dezember 1958 an den Kanton Basel-Land.

Die Bedeutung des Gutes liegt einmal im wertvollen Bau des Wohnhauses, das in der Reihe von Berris Werken einen besonderen Rang einnimmt, dann zum andern in der Verbindung des Wohnhauses zum Park und den darin gruppierten Nebenbauten. Die in ihrem Grundriß beinahe quadratisch angelegte Villa weist gegen die Hauptstraße, also auf der Westseite, eine schlichte Fassade auf, deren Mittelachse mit dem Eingang durch eine zwischen zwei Säulen vortretende Treppe und einen Balkon betont wird. Die nördliche und südliche Seite werden durch je vier Fensterachsen aufgeteilt. Architektonisch am reichsten gestaltet ist die Ostfassade. Hier tritt fast auf der ganzen Breite des Erdgeschosses eine Halle vor, die sich durch drei Rundbogen öffnet; der mittlere, zur Treppe führende ist mit dem sogenannten Palladio-Motiv ausgezeichnet. Im Geschoß über dieser Halle hat Berri die Längswand durch sieben Fenster beinahe aufgelöst. Zwischen den durch Jalousien geschlossenen Öffnungen finden wir die von Berri oft verwendeten toskanischen Pfeiler. Über dem Gesims steigt ein schwachgeneigtes Dach gegen einen aus der Mitte des Baues nur wenig herausragenden Pavillon an, dessen Endigung mit Akroterien ausgestattet ist.

Das Innere des Wohnbaues hält dem Äußeren längst nicht die Waage. Das Erdgeschoß ist von Westen nach Osten durch Gang und Vestibul zerschnitten. Die Treppe ist recht nebensächlich an die Südseite gerückt, von wo her die Mittelhalle durch die vom Podest zerschnittenen Fenster nur ungenügend Licht erhält. Das Treppengitter ist allerdings in seiner Art etwas Besonderes und wohl von Berri selber entworfen. In einem Raum

gegen die Nordostecke des Erdgeschosses hat sich ein Ofen erhalten, der zur ursprünglichen Ausstattung gehörte. Im Obergeschoß sind die Räume, ebenfalls um die in die Mitte verlegte Halle gruppiert, nicht in allem glücklich. Am meisten enttäuscht das Dachgeschoß. Wir erwarten dort, daß durch die Fenster des Pavillons eine gewisse Lichtfülle in das Haus herabströme. Nichts von alle dem! Dieser Dachaufbau ist in fünf bedeutungslose Räume abgeteilt, nämlich in den kleinen Korridor an der Treppe, links und rechts davon in zwei enge Gelasse und gegen Nordosten und Nordwesten in zwei Mägdekammern, deren Fenster so hoch liegen, daß niemand von da aus ohne Leiter die Aussicht nach dem Park und der umliegenden Landschaft genießen könnte... Man kann sich schwer vorstellen, daß diese Konzeption dem Kopf eines genialen Architekten entsprungen ist!

Daß der Bau aber trotzdem wegen seines Äußeren zu den Baudenkmälern unseres Baselbietes gehört, darüber besteht kein Zweifel. Darum wird er auch bei der Errichtung des Gymnasium, das in den Park gestellt werden soll, bestehen bleiben und ein gewisses Zentrum bilden. Damit wird dieses vorzügliche Beispiel der frühen Neu-Renaissance, eines der reinsten in der Schweiz, wie Adolf Reinle in seiner «Kunstgeschichte der Schweiz» die Schöpfung Berris bezeichnet, auch späteren Generationen Freude bereiten können.

Wir haben oben schon kurz das Landgut zu *St. Margarethen* bei Binningen erwähnt, in welchem Melchior Berri ein neues Wohnhaus errichtete. Es war dies ein schlichter, ruhiger Bau in echt biedermeierlicher Gesinnung, der nach 1822 entstand. Die Pläne dafür sind noch im Basler Staatsarchiv erhalten, tragen zwar den Namen des Architekten nicht, aber es scheint kaum zweifelhaft, daß Berri ihr Schöpfer war. Im genannten Jahr war das Landgut am Kirchhügel von St. Margarethen durch Christoph Ehinger – dessen Familie mit mehreren Baselbieter Besitzungen verbunden ist – an den Dreierherrn Karl Burckhardt-Thurneysen verkauft worden. Diesem waren die bisher neben der Kirche bestehenden Wohnbauten zu klein und er ließ etwas weiter unten in einem neu angelegten Park ein stattliches Wohnhaus errichten, das noch heute das Monogramm BT aufweist und so an den Bauherrn von einst erinnert.

Einige Bauten der Biedermeierzeit in Liestal

Das Städtchen im Ergolztal hatte schon in den früheren Epochen der Baugeschichte mehrfach bewiesen, daß es am Leben und Schaffen von Baumeistern und Künstlern mit teilhatte und Bauwerke zu erstellen wußte,

die dem Gemeinwesen wie den einzelnen Bürgern wohl anstanden. Aber auch die Obrigkeit, die von Basel aus das Staatswesen lenkte, war an der Einführung einer neuen Bauweise in Liestal beteiligt. Und zwar in den 1770er Jahren, in einer Epoche, da eben das sogenannte Rokoko mit seinen schwingenden Formen vom strengen Klassizismus abgelöst wurde. Dieser Wandel ist am jetzigen «alten Regierungsgebäude» am untern Ende des Städtchens Liestal deutlich zu beobachten.

Hier hatte von alters her ein Adelssitz bestanden, der als festes Schloß mit Mauer und Graben vom übrigen Städtchen abgetrennt war. Da verschiedene Rechte, so auch das Asylrecht, am Edelsitz hafteten, hieß er der «Freihof». Als solcher verkauften ihn die letzten Privatbesitzer, die Erben des Pfarrherrn Christoph Hagenbach von Pratteln, an das Deputatenamt der Stadt Basel. Während langen Jahrzehnten diente der «Freihof» der Stadtschreiberei, welche das Städtchen Liestal und einige wenige zugehörige Orte verwaltete. Doch das aus dem Mittelalter stammende Gebäude war sehr baufällig, so daß es große Unterhaltssummen verschlang. Auf lange Berichte über den schlechten Zustand hin beschloß der Basler Rat 1770 endlich den Abbruch des alten Freihofs und genehmigte den von Architekt Samuel Werenfels (1720–1800) angefertigten Riß zu einem Neubau. Doch verzögerte sich die Ausführung der Arbeiten noch bis 1775; am 6. März dieses Jahres wurde die Stadtschreiberei abgebrochen und zwar mit Hilfe der Liestaler Knaben und Töchter, welche das Baumaterial wegtragen mußten. Das neue Stadtschreiberei-Gebäude war jedoch erst im Juni 1779 vollendet. Die Fassaden zeigten sich mit schlichten Fenstern mit Stichbogenstürzen, die noch auf den Barock hinweisen; der Schmuck beschränkte sich auf das wundervolle Oberlichtgitter im Portal der gegen die Rathausstraße gerichteten Südfront.

Als sich die baslerischen Landgemeinden im Jahre 1833 zu einem selbständigen Kanton zusammenschlossen, hatte der ehemalige Freihof die Ehre, die Regierung des neuen Staatswesens aufzunehmen. Doch schon bald waren die Räumlichkeiten zu klein; im Jahre 1850 wurde das Gebäude um das Doppelte gegen Westen verlängert. Dabei übernahm man die schlichten Formen der Fassaden und das schwach geneigte Walmdach, das deutlich an die Biedermeierzeit erinnert. Man gestaltete die beiden Längsfassaden streng symmetrisch, sparte aber im Portal des westlichen Anbaues das Oberlichtgitter, wie es im älteren Zugang noch vorhanden ist, und in dessen Nachbarschaft auch die Barocktreppe, die im alten Bauteil, wie in baslerischen Landsitzen üblich, von einer Halle in die oberen Geschosse führt.

In der Innenstadt mit ihren wenigen Gassen war für Neubauten, wie sie die klassizistische Bauweise in der «Biedermeierzeit» liebte, wenig Raum.

Daher errichteten sich die begüterten Liestaler Bürger an den beiden wichtigen Straßen, die vom Untertor und vom Obertor ins freie Land führten, einige stattliche Häuser im Stil der neuen Mode. Zwischen den wenigen barocken Häusern, die sich vor den Befestigungen fanden, war noch genug Raum geblieben, schon nahe bei den Toren mit solchen neuen Bauten zu beginnen.

So reihten sich anschließend ans Untertor, das in der Nähe des «Freihofes» hoch über dem tiefeingeschnittenen Orisbach stand, Häuser an, die der ersten Hälte des 19. Jahrhunderts angehörten. Die beiden ersten, welche zu den markanten und besten Bauten der Liestaler Biedermeierzeit zählten, stehen leider seit einer kurzen Spanne Zeit nicht mehr. Wir wollen sie uns aber noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen. Das obere von beiden grenzte an den Einschnitt des Orisbaches und an die Brücke, welche zum Untertor anstieg und lag als schlichter Bau in einem schönen Garten, der deutlich den Charakter alter Bürgergärten vor der Stadt aufwies (Rheinstraße 6). Die Fassade des Hauses gegen die Straße besaß einen Mittelrisalit und einen kleinen Dachgiebel darüber. Ein starkes Gesims, das auch an den Schmalseiten des Hauses durchgezogen war, betonte das Breitgelagerte der beiden Geschosse.

Leider mußte dieses charakteristische Biedermeierhaus einem Bankneubau weichen, der einen älteren, in nächster Nachbarschaft stehenden ersetzte und auch das Nachbarhaus verschlang. Der alte Bankbau war in seiner Art auch ein Kind der Mitte des 19. Jahrhunderts. Er sah aus, als entstammte er Entwürfen des Basler Architekten und Bürgermeisters Johann Jakob Stehlin des Ältern (1803–1879). Ein hohes Erdgeschoß mit fünf Rundbogenfestern in der Hauptachse zeichnete den Bau aus, der mit Gurtgesimsen und Eckrustikaquadern gegliedert war. Wie beim benachbarten Arzthaus war auch dieser Bankbau mit einem schwachgeneigten Dach versehen. Was aber dem Bankhaus im Äußern ein stattliches Aussehen gab, das erwies sich im Innern als recht unpraktisch: die Erdgeschoßräume besaßen nämlich eine ansehnliche Höhe, die in der heutigen Zeit als überdimensioniert erscheint. Deshalb wohl auch mußte der repräsentative Bau einem modernen, einträglicheren, weniger auf Schönheit sehenden Block weichen.

Die Stelle außerhalb des Untertores, wo einerseits die Rebgasse nach dem kleinen Gewerbequartier an der Ergolz und anderseits die Straße ins Oristal von der gegen den Rhein hinabführenden Straße abzweigte, war schon seit der Zeit, da außerhalb der Ringmauern gebaut wurde, für Liestal von besonderer Bedeutung. Heute ist hier der unglaublich angewachsene Verkehr kaum mehr zu bewältigen und in die richtigen Bahnen zu lenken.

Früher trafen sich hier gemütlich Pferdefuhrwerke. Und es war noch ein Vergnügen für einen reichen Liestaler, hier in der Nähe sein Wohnhaus zu bauen. Wir finden daher an der ansteigenden Bahnhofstraße die «Villa Flora», die eines der besten Beispiele spätklassizistischer Bauweise in Baselland darstellt. Dahinter dehnt sich ganz unerwartet ein stattlicher Park, der das Zeug dazu gehabt hätte, Stadtgarten von Liestal zu werden.

Etwas weiter oben steht ein ehemaliges Schulhaus, das heute als Gerichtsgebäude und Kantonsbibliothek dient und das mit seinen schlichten Fassaden beweist, wie ausgewogen die Baumeister der ausklingenden Biedermeierzeit zu gestalten verstanden. Das Quartier wurde beim Bau der Centralbahnlinie 1854/55 vollständig verändert; denn hier und nicht unterhalb des Städtchens, wie es vernünftig gewesen wäre, wurde die Bahnlinie durchgeführt.

Gehen wir nun noch etwas weiter die Rheinstraße abwärts, so treffen wir bald das alte Gasthaus «Zum Falken» an, das unterhalb der Stadt die gleiche Bedeutung und Aufgabe hatte wie der «Engel» vor dem Obertor. Noch immer ist etwas Herrschaftliches an der Fassade des «Falken» haften geblieben. Alte Photographien zeigen, daß die Schauseite an der Straße mit ihrem Mittelrisalit, dem bekrönenden Giebel oben und dem Balkon über dem Erdgeschoß noch viel stärker ausgeprägt war, weil die Treppe dreiseitig in die Straße hinauslief. Der Gasthof besaß nach hinten größere Nebenbauten und einen ausgedehnten Garten, der in den Prospekten der 1880er Jahren besonders erwähnt ist. Leider wurde das Anwesen durch ein unerfreuliches Schicksal nach dem Ersten Weltkrieg arg zerstückelt; von der Stattlichkeit ist nichts mehr übriggeblieben, im Gegenteil, dieses einst so prächtige Quartier vor Liestals Toren wurde nach der Gant ohne jede Planung überbaut.

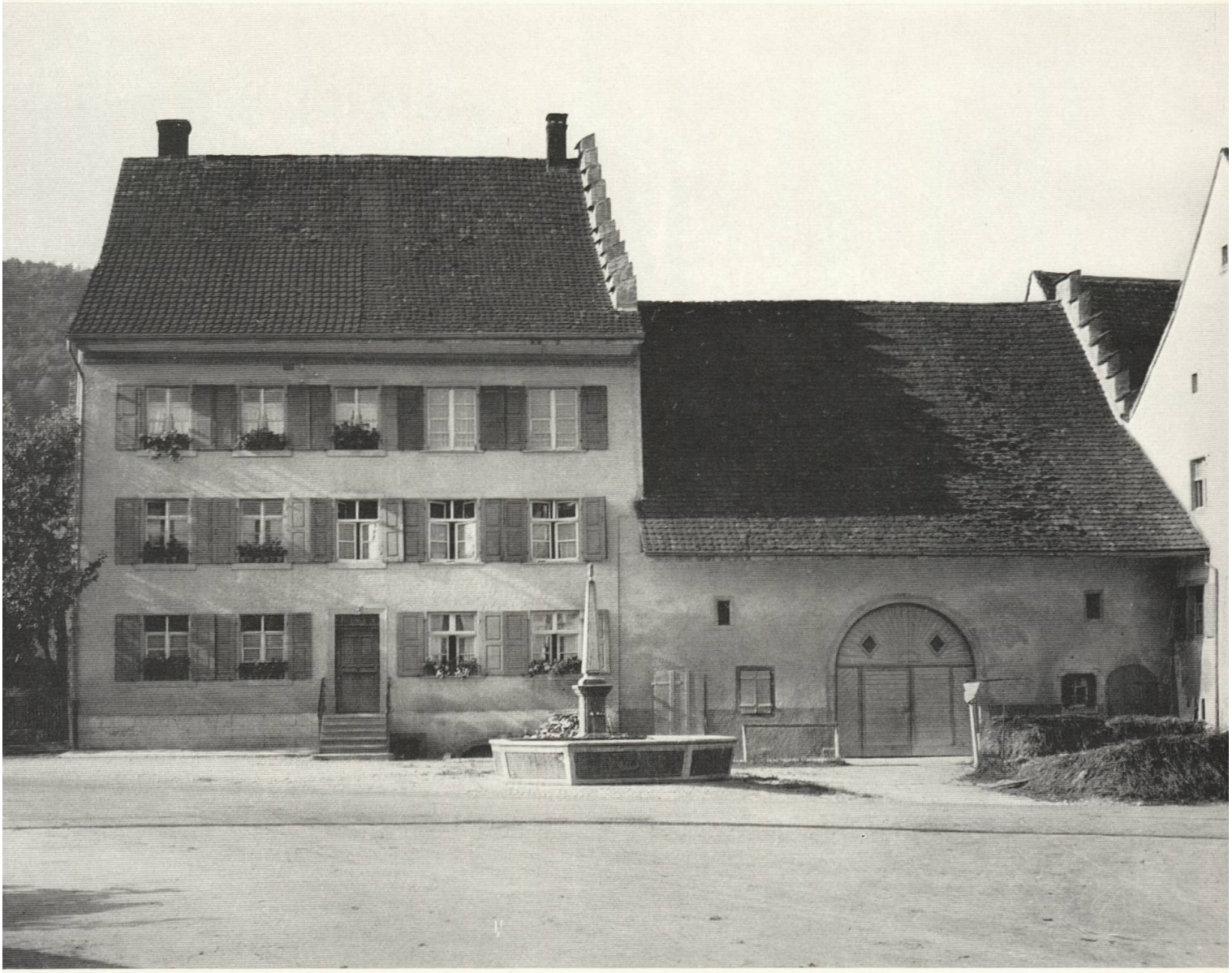
Die Rheinstraße war schon in der Spätbarockzeit durch das Berrische Landhaus ausgezeichnet. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen in dessen Nähe einige Villen hinzu, die mit großen Gärten ausgestattet waren. Weiter unten, beim Kreuzboden, erstand, als zweites Beispiel neben der «Villa Flora», ein stattliches Haus, das seine Hauptfassade der Rheinstraße zukehrt, dessen Eingang aber am Seitenweg zum «Kreuzboden» gelegen ist (daher Kreuzbodenweg 11). Der Architekt hat das Haus auf die Kante einer leichten Böschung gegen die Talstraße gestellt und so eine ausgezeichnete Wirkung erreicht. Der dreigeschossige Bau erhebt sich auf hohem Sockelgeschoß. Auf dem First des der Zeitmode entsprechenden flachgeneigten Walmdaches stehen, gleichsam zur Krönung, die beiden Kamine. Die Mittelachse der fünf Fenster breiten Hauptfassade wird nur durch einen eisernen Balkon angedeutet. Ein Gurtgesims trennt das Erdgeschoß von

den oberen Geschossen ab. Gegen den Kreuzbodenweg, wo der jetzige Eingang zu finden ist, öffnet sich eine ebenerdige Laube, die das Freundliche der Biedermeierzeit noch immer betont. Das Ganze ist von einem vorzüglich instandgehaltenen Garten umgeben, so daß man diesem Anwesen gerne alle Aufmerksamkeit schenkt, auch wenn an der südlichen Schmalseite ein nicht ganz passender Anbau zugefügt ist.

Der junge Kanton Basel-Landschaft hat in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens manche öffentliche Bauten erstehen lassen, einige davon an der Liestaler Rheinstraße. Das imposanteste Gebäude ist wohl das Kantonsspital, dessen Teile ein großes Geviert umschließen. Allerdings ist davon nur der mächtige Nordostflügel, der sich mit seiner langen Fassade gegen die Landstraße wendet, der Mitte der 19. Jahrhunderts zuzuschreiben; die nach hinten laufenden Seitenflügel wurden in späteren Etappen angefügt und zuletzt wurde der Hof von Südwesten her geschlossen. Die Hauptfassade ist streng und schlicht gegliedert und einzig die Mitte durch den flachen Giebel über dem Gesims betont.

Auch die Vorstadt, die im Anschluß an den oberen Torausgang von Liestal entstand, wuchs im fortschreitenden 19. Jahrhundert kräftig. Hier hatten schon in der Spätbarockzeit einige Gasthäuser die erste Wegstrecke umsäumt, die Gastwirtschaft «Zum Neuhaus», gegenüber der «Engel», die «alte Brauerei», die Carl Spitteler in seinen ersten Lebenserinnerungen so feinsinnig zu beschreiben wußte. Erst weiter draußen sezten dann die Bauten des 19. Jahrhunderts ein, so entstand 1845 das schlichte Haus, in dem die Wirtschaft «Zur Quelle» zu finden ist. Es zeigt eine schöne Tür mit dem genannten Datum und einer kleinen Freitreppe (Kasernenstraße 21). Wenige Schritte weiter draußen erhebt sich an der gleichen Straßenseite ein einfaches Bauernhaus in einer Anordnung, die dem Wohnteil die Mitte überläßt und neben diesem formschönen Gebäude unter einem Krüppelwalmdach zwei Stallbauten anfügt in einer wohlproportionierten Weise, daß unser ästhetisches Gefühl befriedigt wird. Es zeigt sich hier wieder einmal, wie wenig es braucht, um eine harmonische Ganzheit zustande zu bringen. In einem Winkel des schön gepflästerten Vorplatzes findet sich ein geschickt eingefügter Brunnen, dessen Stock das Datum 1879 trägt; man kann sich aber vorstellen, daß der nach vorn abgerundete Trog älter ist, wie auch das Haus (Kasernenstraße 25) selbst.

Bis vor kurzer Zeit folgten sich zwei Wohnhäuser, die ihre Entstehung in der Romantikerzeit nicht verleugneten. Das erste (Nr. 29) besaß eine zweigeschossige Fassade mit flachem Giebel zur Straße und einem kleinen Balkon über dem Quergesims. Es wurde abgebrochen; leider ist nicht einmal eine Photographie davon angefertigt worden. Das nächste Haus (Nr. 31)



11 Bauernhaus und Brunnen in Ormalingen

12 Pfarrhaus in Bretzwil

steht glücklicherwiese noch. «Zur Blumenau» genannt, weist es im Erdgeschoß rundbogige Fenster auf. Zwischen dem Obergeschoß und dem Dachvorsprung zeigt sich ein niederes Zwischengeschoß, eine Lieblingsidee des zweiten Viertels des 19. Jahrhunderts.

Weiter draußen, außerhalb des ehemaligen Exerzierplatzes «Gitterli», kommen wir zum letzten Haus, das eine besondere Erwähnung verdient. Es ist das ehemalige «Casino», ein ausgesprochen klassizistischer Bau mit drei Geschossen und fünf Fensterachsen in der Straßenfassade. Auch hier finden wir wieder einen niedrigen Dreiecksgiebel über dem Dachgesims und ein zugehöriges flachgeneigtes Walmdach. Das Portal ist durch seitliche Halbrundsäulen betont. Der bemerkenswerte Türflügel zeigt deutlich die Merkmale der Jahrhundertmitte.

VII. Die Entwicklung der Ortschaften im 19. Jahrhundert

Wir haben am Beispiel von Liestal gesehen, wie sich die alte, hier noch von Ringmauern umgebene Siedelung anfangs des 19. Jahrhunderts außerhalb der Tore ziemlich stark ausdehnte. Die Bodenfläche innerhalb der mittelalterlichen Ortschaft war beschränkt, und die Vermehrung der Bevölkerung durch die langsam einsetzende Entwicklung von Gewerbe und Industrie verlangte gebieterisch die Aufhebung aller Schranken, wie sie in Städten durch die Befestigung und in den Dörfern durch den von der Obrigkeit verlangten «Etter-Zwang» vorhanden waren.

Bisher hatten nur wenige *Höfe* außerhalb der Ortschaften bestanden. Es waren meistens solche gewesen, die im Besitze städtischer Familien als Sennhöfe durch Pächter betrieben wurden, also im oberen Baselbiet gelegen waren. Auf der Landkarte, welche im Jahre 1829 «zum Gebrauche für Schulen und Reisende» herauskam, sind wohl die älteren Außensiedelungen am besten zu erkennen. Da sind außer den alten Weilern und Gewerbesiedelungen im unteren Kantonsteil nur wenige Gehöfte, so südlich von Reinach der «Schlatthof», oberhalb von Pfeffingen «Neu-Pfeffingen», das Schloßgut, über Münchenstein die Höfe Asp, Gruth und Ober-Gruth, unterhalb die Gewerbesiedelungen Neue Welt und Brüglingen eingetragen. Auf dem Boden der Gemeinde Muttenz sehen wir auf dem «Birsfeld» neben dem Hofgut einige wenige Bauten eingezeichnet; am Rheinufer liegt der aus einem Klösterlein entstandene Hof «Roth Haus». Die Außensiedelungen um Pratteln beschränken sich auf den «Hochrein» am Hochgestade vorn, und im bergigen Gelände hinter dem Dorf der «Meyenfels», der Hof

«im Thal», darüber «Neu Bad», d.h. das Gut Neu-Schauenburg, sowie der «Schönenberg». «Alt-Bad» auf Boden von Liestal ist das heutige Bad Schauenburg; unterhalb im kleinen Tal ist der alte Weiler Rösern eingetragen.

Wenn wir über Liestal hinausgehen, so finden wir bei Lausen wohl nur die Kirche und den Hof «Wolfbrunnen» außerhalb des Dorfes als unbenannte Punkte. Nördlich der Ergolz treffen wir unter der Sissacher Fluh das Gehöft «im Letten» als einziges auf Sissacher Boden; zwischen Gelterkinden und Rickenbach liegen die beiden Höfe «Kienberg» und «Röthen», bei Hemmiken liegt das «Sennhaus». Erst südlich der Ergolz und in den beiden Frenke-Tälern werden die in der Karte eingetragenen Höfe und Einzelsiedelungen zahlreicher. Südlich von Gelterkinden treffen wir die «Siegmatt» und südöstlich die «Erndthalden». Auf dem Boden von Rothenfluh finden wir die «Säge», auf dem von Oltingen den alten Hof «Rumpel». Erst vom Wisenberg an mehren sich die Einzelsiedelungen. Sie erreichen in den Gemeinden Eptingen, Langenbruck und Lauwil die größte Anzahl. Wir sehen daraus, daß eben diese bergigen, im vielgestaltigen Kettenjura gelegenen Gebiete nicht anders bewirtschaftet werden konnten, als von diesen Sennhöfen aus.

Hier darf noch eine bescheidene Art von Kleinbauten erwähnt werden, die im oberen Baselbiet das Landschaftsbild bereichern und ihm ein besonderes Gepräge geben: die *Feldscheunen*. Diese an sich bescheidenen Häuslein dienten schon im Mittelalter dem Zweck, das Heu der vom Dorf entfernten Wiesen solange zu lagern, bis der Heustock im Dorf zur Neige ging. Reizend sind die Gegenden, wo sich diese «Scheuerchen» häuften, wie etwa im Talboden der vorderen Frenke zwischen dem «Talhaus» und Hölstein, oder im Eital hinter Tecknau. Auch auf der Schafmatt über Oltingen, wo die Bergmatten besonders kräftiges Futter ergaben, wurde dasselbe von den Bauern des Paßdorfes in bestimmten Wochen des Hochsommers gemäht und nach den zahlreichen kleinen Scheunen gebracht.

Die ältesten erhaltenen Feldscheunen zeigen, daß sie früher, wie die Speicher, aus Holz gebaut waren. Ein schönes Beispiel treffen wir noch im «Gürbel» hinter Hölstein; ein anderes stand im Frenketal über dem gleichnamigen Dorf, verschwand aber um 1960. In der Barockzeit kamen auch gemauerte Feldscheunen auf. Eine der sich am glücklichsten ins Landschaftsbild einfügenden liegt in der einzigschönen Mulde des «Isentals» auf der Höhe zwischen Diegten und Hölstein vor einem versonnenen Föhrenwäldchen. Beim verträumtesten dieser kleinen Bauten, die der Schreibende als Bub bei Titterten sah und zu zeichnen versuchte, stand ein Holderbaum und es kam ihm damals vor, es gäbe nichts schöneres als der mit hellen

Blüten oder schwarzen Beeren über das bemooste Dach des Scheuerchens hängende Holunderbusch.

Doch kehren wir zu den Bauernhöfen zurück, die bei ihrem Aufkommen das Landschaftsbild stärker bestimmten, weil sie nicht so leicht übersehen werden konnten, wie die Feldscheunen. Im Verlauf der Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts suchte man neuen Siedlungsboden. Oft wurden stille Waldtälchen gerodet und es entstand ein Bauernhof auf dem neu gewonnenen Landstück. Wir sehen sogar oft an recht schattigen Rainen und in verlorenen Winkeln solche Höflein liegen, etwa im «Mühletal» zwischen Gelterkinden und Rünenberg, in der «Gemeinimatt» nahe dem Burgfelsen von Gutenfels zwischen Bubendorf und Arboldswil, oder im «Weidli» hinter Bennwil. An den Halden entstanden manche Höflein in einer Lage, die heute geschickte Schnitter erfordert, weil sie mit der Maschine nicht zu bearbeiten ist. Und schließlich wagten sich manche Ansiedler auf die Hochflächen des Tafeljuras, wo das Wasser rar ist.

Aber auch in den Talböden zwischen den Dörfern mehrten sich die Gehöfte. Wir sehen dies zum Beispiel im Tal der Frenke zwischen Liestal und Bubendorf, wo neben anderen Einzelsiedelungen auch der «Neuhof» steht; eine Flur- resp. Haus-Bezeichnung, der wir im Baselbiet an vielen Orten begegnen. Dadurch veränderten sich die einsamen Täler, in denen bisher allein die Dörfer in enggedrängten Häusergruppen lagen.

Seit den 1820er Jahren dehnten sich die Ortschaften spürbar den vom Kern ausstrahlenden Landstraßen nach aus. Wie wir bereits in Liestal feststellen konnten, reihten sich seit dem 18. Jahrhundert – und nun vermehrt in der Biedermeierzeit bis 1850 – außerhalb der Tore die Häuser frei an die Straßenränder an. Es ist in diesen Jahrzehnten eine Bautätigkeit festzustellen, die selbst uns heute zum Staunen bringen kann. Landwirtschaft, Gewerbe und besonders Heimarbeit durch die Seidenband-Unternehmen blühten.

Die Vermehrung der Gebäulichkeiten blieb nicht nur auf die einzelnen Bürger beschränkt. Auch die Gemeinwesen bewiesen, daß sie Sinn für Fortschritt und Ausbreitung von neuen Kenntnissen aufbrachten. Es ist daher nicht erstaunlich, daß damals jeder Ort sich ein *Schulhaus* erbaute. Erstaunlicher dagegen ist, daß diese Bauten in so vortrefflicher Gestalt und Größe errichtet wurden, daß sie in vielen Gemeinden bis heute ihren Dienst versehen konnten. Ein Beweis dafür, daß die führenden Männer in den Gemeinwesen – anfänglich noch mit Hilfe der Stadt, bald aber auf selbständige Weise – darin wetteiferten, ihre Kinder des Unterrichts teilhaftig werden zu lassen und die Räumlichkeiten, die hierfür nötig waren, den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen. Man kann sich wohl

schwer vorstellen, was dies für die Gemeinden an Mühe und Aufwand bedeutete. Die Bevölkerung war weit kleiner als heute, von der Steuerkraft der Bürger gar nicht zu reden! Diese Jahrzehnte von 1820 bis 1850 sind in vieler Beziehung eine reiche Zeit auch an Ideen und mutigen Taten gewesen.

Daß es auch früher Räume gab, in denen unterrichtet wurde, wissen wir von Heinrich Pestalozzi her; aber seinen Forderungen an die Schule ist erst von 1820 an immer stärker nachgelebt worden. In seinem Todesjahr, 1827, standen bereits einige recht gute Schulhäuser im Baselbiet, und sie mehrten sich in der nächsten Zeit recht ansehnlich.

Als Beispiel, in welchen Gebäuden einst Schule gehalten worden ist, sei jenes Haus in *Zeglingen* erwähnt, das als malerischer spätgotischer Bau jenseits des Eibachs steht und, weil es mit 1561 datiert ist, zu den ältesten gemauerten Bauten des Baselbiets gehört. Eine einzige Stube wird darin dem Unterricht gedient haben. Wie ein Schulhaus in der barocken Zeit aussah, können wir an jenem hübschen kleinen Gebäude an der Dorfstraße in *Benken* sehen, das die Jahrzahl 1736 trägt.

Vermutlich gab es in Liestal und Waldenburg, in Sissach und anderen größeren Ortschaften schon in den 1820er Jahren recht gute Bauten, die dem Schulunterricht dienten. In den genannten Orten wurden sie aber gegen Ende des Jahrhunderts durch aufwendigere Gebäude abgelöst. Dafür können wir aber in kleineren Ortschaften zahlreiche Schulhäuser antreffen, die sich auch heute noch gut ausnehmen. Es ist erstaunlich, daß der kleine und verborgen neben dem Oristal gelegene Ort *Lupsingen* seit 1822 schon ein eigentliches Schulgebäude besitzt. Selbst das noch viel abgelegenere Dorf *Hemmiken* unter der Farnsburg im östlichen Zipfel der Landschaft nennt ein Schulhaus sein eigen. Es besitzt eine prächtige Empiretür mit der Jahrzahl 1825 und beweist, daß die Bewohner schon damals nicht «hinter dem Mond» lebten; war es doch die Zeit, da der Hemmiker Steinbruch eifrig ausgebeutet wurde und treffliche Steinmetzen viele schöne Tür- und Fenstergestelle in die Dörfer ringsum lieferten. Das *Rickenbacher* Schulhaus trägt das Datum 1829 an seinem alten Teil, das des kleinen und versteckten Dörfleins *Nußhof* die Zahl 1830.

Ein besonders wertvoller Schulbau findet sich im Weinbauerndorf *Maisprach*. Er steht nördlich hinter dem Dorfplatz. Unter einem Krüppelwalmdach, wie es in jener Zeit für die meisten Schulhäuser üblich war, zeigt sich die wohlausgewogene zweigeschossige Fassade, deren Mitte von der prächtigen Tür betont wird. Unter der schlußsteinartigen Kartusche im Sturz gibt uns die Jahreszahl 1824 an, daß die Maispracher mit ihrem Schulhaus recht frühe in Erscheinung traten.

Auch in weiteren Gemeinden können wir an angebrachten Daten sehen, wie schulfreudig Behörden und Bevölkerung damals waren. So lesen wir etwa in *Häfelfingen* die Jahre 1829/30 als Erbauungsdatum ab. Wieder guckt lustig ein kleiner Dachreiter vom First des Krüppelwalmdaches herab, wie er die Biedermeierzeit kennzeichnet. Bei manchen alten Schulhäusern fehlt die Jahrzahl, und doch möchte man sie gern in die gleichen Jahrzehnte einreihen, so etwa das von *Läufelfingen,* eine Augenweide in diesem Dorf, dem sonst nur noch wenige wohlproportionierte Häuser eigen sind, ferner das Schulhaus in *Buckten,* wo zur Abwechslung einmal ein abgewalmtes Dach erscheint und die Ecken der Fassaden mit Pilastern versehen sind. Ebenso in *Wenslingen,* wo am unteren Ortsrand das alte Schulhaus in ehrlicher Bescheidenheit nichts Besonderes sein möchte, aber mit seiner ausgeglichenen Fassade, mit dem Krüppelwalmdach und der Laube unter den Häusern der Nachbarschaft einen wohltuenden Eindruck hervorruft. Schließlich könnte auch *Anwil* unter die Orte gereiht werden, die ein gutes Schulhaus aus den Jahren um 1830 bis in die heutige Zeit bewahrt haben. In den kleineren Dörfern gehörte zum Schulhaus ein Ökonomieteil, denn der Lehrer bezog, wie früher auch die Pfarrherren, seinen Lohn zum Teil in Naturalien.

Wenn wir nun in die Gemeinden unterhalb Liestals gehen, so finden wir ein markantes Schulhaus im lange abseits gelegenen *Arisdorf.* Hier staunen wir über zwei besonders gestaltete Portale, die mit 1829 datiert sind. Die guten Proportionen des Baues sind leider durch die Aufstockung von 1907 verloren gegangen. Auch das benachbarte kleine *Giebenach* besitzt ein Schulhaus von 1829. In *Füllinsdorf* erkennen wir im jetzigen Gemeindehaus das frühere Schulhaus; diese Zweckänderung ist in manchen Dörfern zu bemerken. So etwa in *Reinach,* wie auch in *Oberwil;* dessen zweites Schulhaus an der Dorfstraße (das erste von 1827 stand in der Nähe) gehörte zu jenen wohlgelungenen Bauten, die da und dort im Kanton um 1850 errichtet wurden. Es fand bedauerlicherweise keine Gnade, als die führenden Gemeinderäte hundert Jahre später ein neues «Regierungsgebäude» errichten wollten.

Haben wir vorhin die Schulhäuser bis 1830 aufgezählt, so dürfen wir die Reihe fortsetzen, auch über die Jahre der Trennung von der Stadt hinaus. Erwähnenswert ist jenes von *Bennwil,* das 1834 datiert ist und unter die guten Beispiele eingereiht werden darf. Der Ökonomieteil wurde, wie so oft seit jenen Tagen, ebenfalls für Unterrichtszwecke oder als Wohnung des Lehreres ausgebaut. In *Böckten* wurde seit 1836 das ehemalige Landgut der Basler Familie Rudolf Merian für die eben gegründete Bezirksschule der oberen Baselbieter Täler verwendet, nachdem im Dorf bereits 1828 eine

Primarschule errichtet worden war. Das Merian'sche Landgut war 1815 zu einigem Ruhm gelangt, weil der damalige Besitzer hier von Erzherzog Johann von Habsburg, dem Bruder des Kaisers Franz von Österreich, mit zahlreichem Gefolge besucht wurde. Als Bezirksschulhaus hat es manche Schüler gesehen, die zu Fuß aus entfernten Dörfern hierher kamen und später zu trefflichen Männer geworden sind, die über ihren kleinen Heimatkantons hinaus Hochschätzung erfuhren. Es ist zu bedauern, daß das Gebäude, das allerdings manchen Umbau und Anbau erfahren hat, vor wenigen Jahren pietätlos dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Daß in *Gelterkinden* das «alte Schulhaus» noch steht, trotzdem es seit manchen Jahrzehnten nicht mehr dem ursprünglichen Zweck dient, ist erstaunlich und erfreulich; denn es darf unter die in ihrer klaren Schlichtheit am besten ausgewogenen Bauten des «Biedermeiers» im Baselbiet gezählt werden. Sein Portal trägt im Sturz nur wenigen Schmuck zur Schau. Dieser genügt, um der ganzen Fassade einen wirksamen Mittelpunkt zu geben. Die stolze Freude an der Vollendung der Schule und den Glauben an eine bessere Zukunft bekundet die Aufschrift: «Der Jugend Bildung geweiht 1837». Der junge Staat Basel-Land hatte vor kurzem, am 6. April 1835, das Schulwesen durch ein Gesetz nach seinem Sinn geregelt und anschließend neben der bereits erwähnten Bezirksschule in Böckten weitere in Liestal, Waldenburg und Therwil eröffnet.

Der spätere Schulhausbau besaß nicht mehr den gleichen schlichten und vollendeten Charakter. Einige anständige Gebäude wurden bis gegen 1850 noch in Ormalingen, in Rünenberg, Wintersingen, Oberdorf und Liedertswil, Bottmingen und Oberwil erstellt, die bis auf das letztgenannte heute noch bestehen, aber nicht alle mehr als Schulhäuser gebraucht werden.

Besonders darf man sich freuen, wie sehr die Biedermeierzeit auch Freude daran fand, die Dörfer mit prächtigen *Brunnen* auszustatten. Ein eigener Aufsatz wäre vonnöten, wollte man all den Formen nachgehen, die den Brunnstöcken und den zugehörigen Trögen, – meist aus einem einzigen Stein gehauen –, gegeben wurden. Immer aber hat man die Größe und Weite der kleinen Baudenkmäler den Gegebenheiten angepaßt, diese entweder frei auf einen Platz oder dann mit Stock oder Trog an eine Mauer gesetzt. Manchmal war die Längsrichtung der Brunnenanlage das Richtige, manchmal stellte man den Stock mitten an die Längsseite des Troges und gewann durch diese symmetrische Anordnung einen vorzüglichen Blickpunkt im Ortsbild.

Fast alle Dörfer im Kanton machten diese Freude an schönen Brunnen mit. Im unteren Baselbiet dürfen die auf den Dorfplätzen von Oberwil, Therwil, Reinach und Münchenstein stehenden Brunnen besonders ge-

nannt werden. In Oberwil ist allerdings nur der Stock alt; der Brunnen von Reinach mit seinem sechseckigen Becken und dem in dessen Mitte stehenden Stock mit Obelisk, trägt das Datum 1829. Am reichsten an laufenden Brunnen ist *Muttenz*. Einige unter ihnen müssen schon zu Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein; die meisten aber tragen die Merkmale der Biedermeierzeit an sich, leider ohne ein Datum zu zeigen. Auch Pratteln und Frenkendorf haben sich vorzügliche Brunnen zugelegt; der auf dem Dorfplatz von *Pratteln,* nördlich der Kirchenburg, besitzt einen mächtigen Trog mit dem Datum 1842; der Stock stammt dagegen bereits von 1791. Der Brunnen auf dem Frenkendörfer Dorfplatz trägt die Jahreszahl 1865, sieht aber noch recht nach der früheren Biedermeierzeit aus.

Merkwürdig arm ist die Stadt Liestal an schönen alten Brunnen. Ganz anders dagegen zeigen sich die Dörfer im hinteren Frenketal, *Bubendorf* und *Ziefen*. Einer der wertvollsten Brunnen findet sich im obersten Ortsteil von Bubendorf. Hier steht der mit Obelisk und Eichel geschmückte Stock an der Längsseite hinter dem an den Ecken abgerundeten Trog; wir lesen an Obelisk und Schaft die Inschrift: «Under 1810 und Anno 1811 sind von einer Ehrendh. Gemeinde Buebendorf alle 4 Bruennen mit steinernen Trogen versehen worden zuem Nutzen der Nachkommenschaft. Gott alein die Ehre». Die Röhre kommt aus einer skurrilen Maske, der die Haare über die Stirn herunterhängen.

Aus der obigen Inschrift merken wir, daß die steinernen Brunnen erst eigentlich mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in Schwang kamen. Vorher muß es fast überall nur hölzerne gegeben haben. Einer der wenigen in diesem früher verwendeten Material steht noch, in schlichtesten Formen gehauen, in *Nieder-Diegten*.

Auch in *Langenbruck* findet sich, am Weg hinter der Hauptstraße, ein Brunnen, dessen Röhre aus einer Maske herauskommt. Hervorragende Brunnen weisen natürlich die «Marktflecken» *Sissach* und *Gelterkinden* auf. In beiden Orten stehen vieleckige Brunntröge, in deren Mitte sich der Stock erhebt, an der wichtigsten Stelle im Ortsbild. Der Stock in Sissach zeigt die Jahreszahl 1850, der Trog wurde erneuert. In Gelterkinden bildet der Brunnen den eindrücklichen Mittelpunkt des selten schönen Dorfplatzes; auch hier fließt das Wasser aus Masken in den vieleckigen Trog. Schade, daß keine Jahrzahl sein Alter verkündet; daß er aber aus der Biedermeierzeit stammt, ist sicher. Wer hätte ihn in unseren Jahrzehnten so in den Raum hineinstellen können?

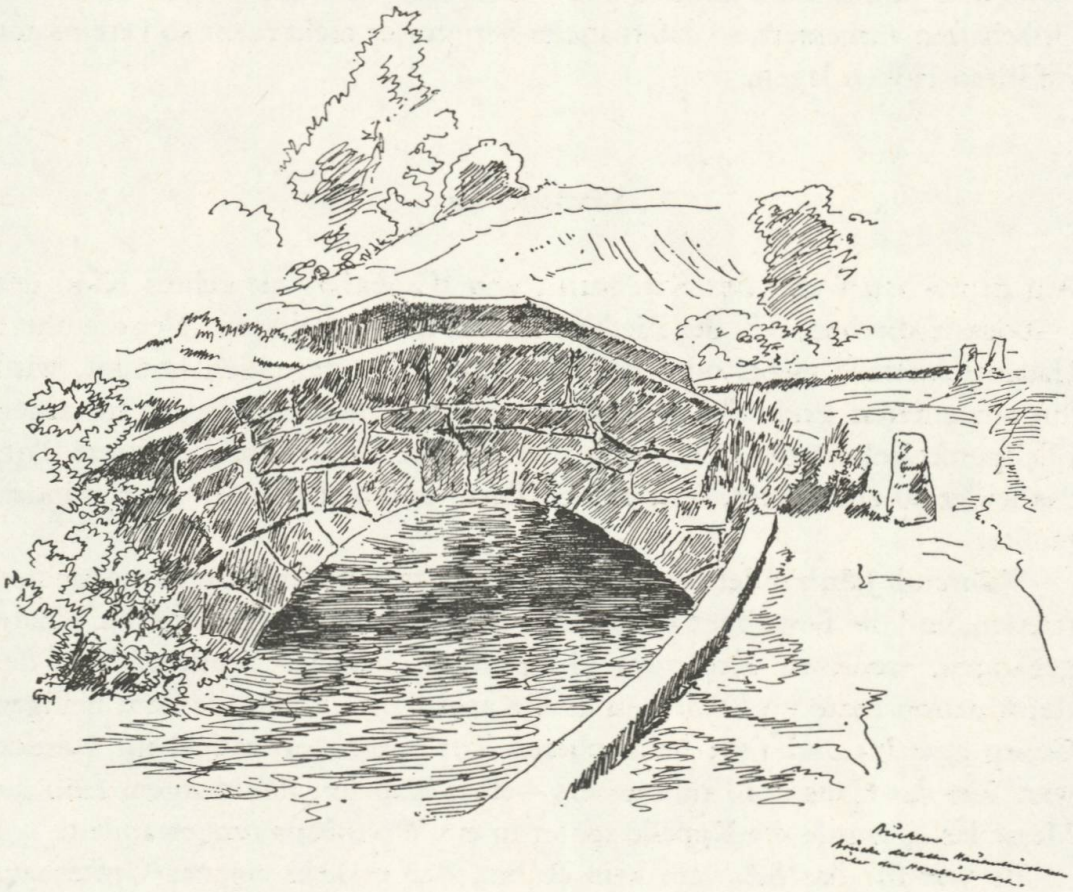
Man könnte noch in manchem Dorf schöne Brunnen finden. Die Gemeindebehörden wußten die Wasserversorgung für Mensch und Vieh zu würdigen und das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden. Es sei abschließend

noch auf die mächtigen Brunnbecken von *Wenslingen* und *Anwil* hingewiesen, die im abgelegenen Hochland des Tafeljuras besonders wertvoll waren. Nicht nur ihre Stattlichkeit ist bemerkenswert, sondern auch die Sorgfalt, mit der die Brunnen in den Platz hinein komponiert worden sind. Der Brunnen von Anwil trägt an seinem achteckigen, durch Klammern zusammengeschlossenen Becken das Datum 1844. Der Stock steht nicht in der Mitte des Beckens, sondern auffallenderweise an der Ostseite. Auch der Wasserspender von Wenslingen weist keinen Trog aus einem Stück auf; das wäre bei dieser Größe auch nicht möglich. Das achteckige Becken wird ebenfalls durch Klammern zusammengehalten. Der an der Ostseite stehende Stock trägt das Datum 1832 und endet über gut profiliertem Gesims mit Obelisk und Eichel. Mit diesem Prachtsstück wollten die Wenslinger zeigen, daß sie auch Sinn für das Schöne aufbringen. Hinter dem Brunnen öffnet sich der «Schwibbogen» und überwölbt eine Seitengasse vom Dorfplatz, eine architektonische Steigerung des malerischen Ortsbildes. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich außer dem Gelterkinder Maler Fritz Pümpin noch mancher Kunstfreund in dieser stillen Baselbieter Ecke einfindet, um das Ortsbild auf ein Blatt oder die Leinwand zu bannen.

Neuer Straßenbau

Nicht nur Schulhäuser und Brunnen verstanden die Baselbieter im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts zu bauen. Ein Hauptanliegen der Behörden waren in jenem Zeitalter – wie heute erneut und verstärkt – die Straßen. Die Menschen wollten rascher zusammenkommen. Der Handelsverkehr suchte neue Mittel, um die Waren zu verteilen. Das Posthorn erschallte allenthalben in vermehrtem Maß. Die durch den Basler Jura führenden beiden Paßwege des Untern und des Oberen Hauensteins, die zum Teil recht steile Strecken aufwiesen, verlangten gebieterisch nach einer Erneuerung ähnlich den Vorbildern, wie sie an Alpenstraßen bereits zu sehen waren. Besonders stark hatte die Anlage der Simplonstraße 1801–1805, veranlaßt durch Napoleon, auf die Zeitgenossen gewirkt. Der Untere Hauenstein, der noch 1751/52 erweitert und – nach damaliger Ansicht – «ungemein verbessert» worden war, entsprach den Anforderungen nicht mehr. Die Stände Basel und Solothurn fanden sich bewogen, einen neuen Straßenbau in Angriff zu nehmen. Die Kosten wurden auf 280 000 alte Franken berechnet, für die damaligen Verhältnisse eine gewaltige Summe. Die Bauzeit von drei Jahren konnte ziemlich eingehalten werden. Am 24. April 1830 wurde die neue Straße durch das Homburgertal und über

den Unteren Hauenstein nach Olten feierlich eröffnet. Von jetzt an blieb der Verkehr südlich von Buckten auf der östlichen Talseite und stieg gleichmäßig nach Läufelfingen hinan. Oberhalb dieses Dorfes wurde eine weite Schleife in das Adlikentälchen angelegt, so daß nun die Straße von Läufelfingen aus nicht mehr direkt in steilem Anstieg zur Paßhöhe führte. Auch zwischen der Paßhöhe und Trimbach gab es eine für die damalige Zeit bewundernswerte, langgezogene Schlinge unter hohen Felswänden zu erbauen. Die beim Bau auftauchenden Schwierigkeiten, «über die der lebhafte Eifer, womit das Werk betrieben wurde, anfangs die Augen verschloß, erhöhten die Kosten um einen Drittel des ersten Anschlags».



Brücke der alten Hauensteinstraße in Buckten

Trotz dieser unangenehmen Feststellung wurde sogleich auch der Neubau der Straße über den Oberen Hauenstein in Angriff genommen. Dieser, mit 300 000 Franken veranschlagt, wurde dem damals berühmten Ingenieur Jean Amédée Watt (1775–1834) in Auftrag gegeben. Watt, aus

einem alten Bieler Geschlecht, hatte sich das große Landgut Löwenburg, bis zur Französischen Revolution Besitz der Abtei Lützel, erworben und betrieb es als Mustergut; heute gehört es der Basler Christoph Merian'schen Stiftung. Watt «von Löwenburg», wie er sich nannte, erlebte noch die Schwierigkeiten, welche der Bau der Straße oberhalb von Waldenburg an der Halde des «Brestenbergs» verursachte. Er starb aber, kaum waren die Arbeiten beendet. Man mag sich wundern, daß beide Paßstraßen so großzügig angelegt worden sind; erst beim jetzigen, unheimlich vermehrten Verkehr und den gesteigerten Geschwindigkeiten sollen sie durch die Autobahn nicht völlig abgelöst, doch immerhin stark entlastet werden.

Das Straßennetz des neuen Kantons Basel-Landschaft wurde in den folgenden Jahrzehnten auch in den Verbindungen zwischen den einzelnen Ortschaften verbessert, so daß manche Bergdörfer nicht mehr so vereinsamt auf ihren Höhen lagen.

Kirchenbauten

Am deutlichsten tritt der Kirchturm von *Waldenburg* als echtes Kind der spätklassizistischen, d.h. der Biedermeierzeit in Erscheinung. Wer die obere Hauensteinstraße talauf oder talab gefahren oder gegangen kommt, wird ihn am unteren Ende des Sperrstädtchens zwischen den Felsen in seinen Blickpunkt bekommen. Er ist ein vollwertiger Ersatz für das untere Tor, das leider zu eben jener Zeit, da der Turm errichtet wurde, verschwinden mußte.

Während Jahrhunderten hatte Waldenburg auf eine Kirche verzichten müssen, und die Bewohner waren nach St. Peter, der alten Talkirche, hinabgegangen, wenn sie sich zum Gottesdienst begeben wollten. Vor der Reformation hatte im Städtchen eine Kapelle bestanden, die dem heiligen Georg geweiht und 1463 beim oberen Tor vergrößert aufgebaut worden war. Wie das Haus des Frühmessers – eines Kaplans, der morgens früh die Messe las –, wurde die Kapelle später in ein Wohnhaus umgewandelt.

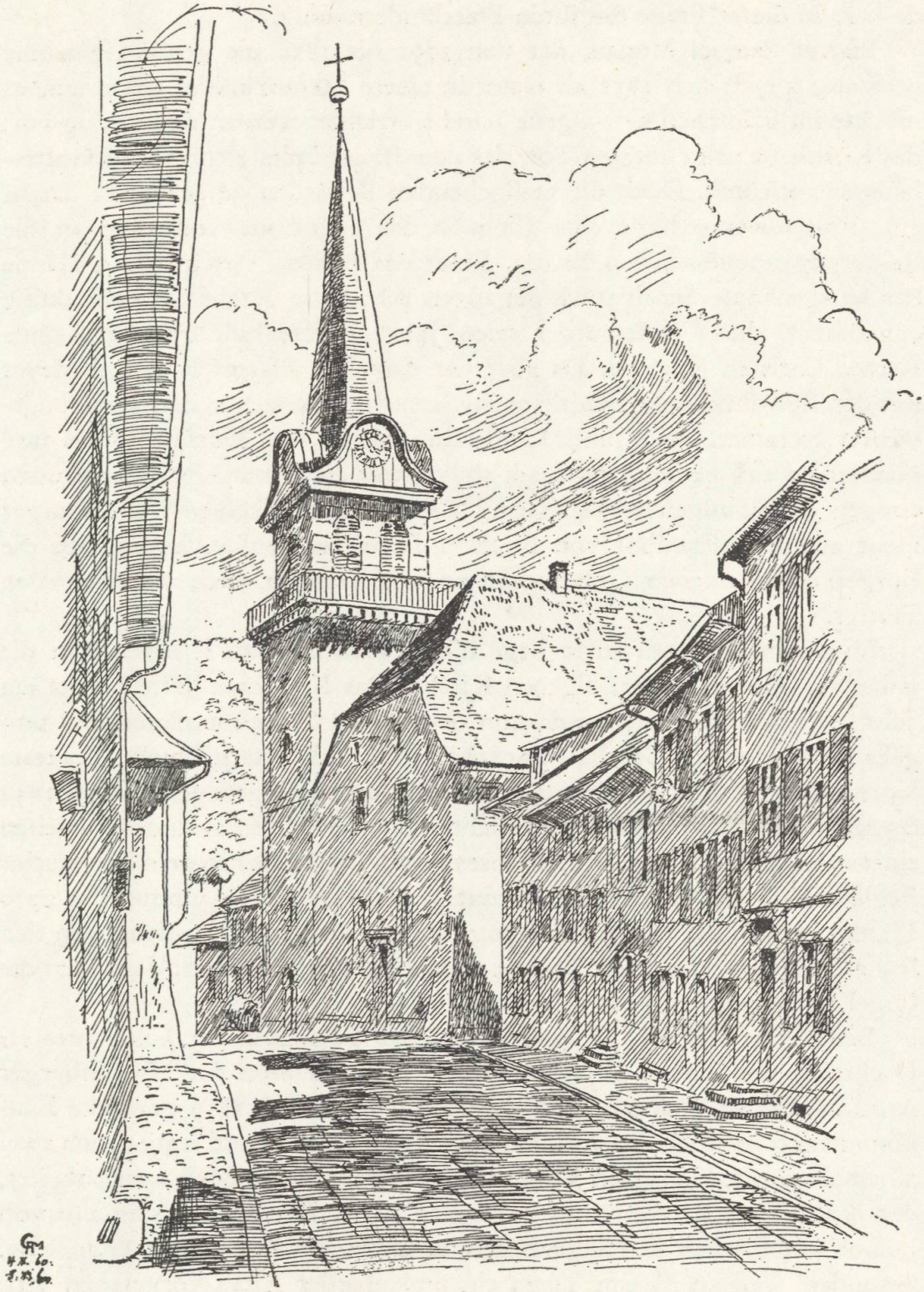
Es war für das Städtlein kein Ruhm, daß es kein eigenes Gotteshaus besaß. Nur noch kleinere Orte, die diesen Titel führen, haben keines, wie das Städtlein Werdenberg im sanktgallischen Rheintal oder Wiedlisbach im bernischen Bipperamt. Daher regte sich unter den Waldenburgern immer wieder der Wunsch, sich eine eigene Kirche bauen zu dürfen. Die Pfarrherren – seit 1573 wohnten die Geistlichen nicht mehr neben der Pfarrkirche St. Peter, sondern im «Schöntalerhof» zu Waldenburg, an der Nordwestecke innerhalb der Stadtmauer –, die selber immer den Weg nach St. Peter unter

die Füße nehmen mußten, wenn sie ihr Amt zu verrichten hatten, waren deshalb in dieser Frage mit ihren Pfarrkindern einig.

Pfarrer Samuel Merian, der von 1791 bis 1816 die große Gemeinde betreute, sprach sich 1812 als erster in einem Memorandum dahin aus, es möchte im Städtchen eine eigene Kirche errichtet werden und schlug vor, das Kornhaus beim unteren Tor, das dem Basler Spital gehörte, als Gotteshaus einzurichten. Doch die maßgebenden Behörden gingen nicht darauf ein. Ebensowenig hatte eine Eingabe der Gemeinde von 1817 an die Regierung irgendwelchen Erfolg. Einer der Herren, durch dessen Hände das letztgenannte Schriftstück gegangen war, hatte darauf die Bemerkung angebracht, die Waldenburger seien Jahrhunderte hindurch auch ohne Kirche Christen gewesen. Da aber der damalige Pfarrer Emanuel Meyer mit den Bewohnern des Städtleins im Streit lag und sich in den Trennungswirren zwischen Stadt und Landschaft gleich den Dörfern Ober- und Niederdorf auf die Seite der Stadt stellte, war die Kirchgemeinde während einigen Jahren unheilvoll zerrissen. Da Pfarrer Meyer keinen Waldenburger mehr auf dem Friedhof von St. Peter beerdigen wollte, legten sich die Bürger einen eigenen Gottesacker an und beriefen auch einen eigenen Pfarrer.

Mitten in diese verwirrte Lage hinein kam nun am 1. März 1833 die Erlaubnis zum Bau einer eigenen Kirche. Das Kornhaus hatte bereits ein Jahr leergestanden und wurde nun dem neuen Zweck entsprechend umgebaut. Im obersten Geschoß war schon die Schule untergebracht. Der erste Kornboden verschwand nun und Säulen wurden eingezogen. Schon 1834 fanden die ersten Predigten im schlichten Raum statt, der ganz das Aussehen eines spätklassizistischen Gotteshauses besaß. Die Pläne hatte ein Baumeister Begle von Liestal bereits 1821 verfertigt und eine Kostensumme von 2770 Franken errechnet. Die Ausführung, die mit wenigen Abweichungen den früheren Plänen entsprach, kostete aber dann 8905 Franken; dazu kam die Orgel im Betrage von 2000 Franken.

Baumeister Begle hatte vorgesehen, das Türmchen des Untertores als Dachreiter der Kirche zu verwenden. Allein der Sinn der Waldenburger stand höher; sie wollten einen richtigen Turm. Eine 1839 gewählte Baukommission hatte sich nach einem Projekt umgesehen und legte gleich zwei Vorschläge vor. Den einen Vorschlag hatte Baumeister Begle ausgearbeitet, der bereits den Kirchenraum geschaffen hatte. Der andere stammte von Baumeister Plattner in Langenbruck, und diesen wünschte die Gemeinde, besonders weil an diesem Turm ein umlaufender Altan vorgesehen war, von dem man das ganze Städtchen überblicken konnte. Interessant ist, daß dieser Turm in seinem oberen Teil, der über den Balkon aufragt, gegen



Kirche und Hauptgasse in Waldenburg

Norden und Süden je zwei, gegen Westen und Osten je ein Schallfenster aufweist. Der achtseitige Helm über vier geschweiften Uhrgiebeln ist eine beliebte Turmform der damaligen Zeit und wurde besonders häufig in der Ostschweiz gebaut, von wo mancher Pfarrherr in den jungen Kanton Basel-Land gezogen kam.

Das Äußere des eigentlichen Gotteshauses hat noch immer etwas Nüchternes vom ehemaligen Kornhaus an sich. Das Innere dagegen ist 1833/34 recht geschickt umgeformt worden. Leider hat es in den Jahren 1956/57 eine vollständige Umwandlung erfahren, so daß wir uns sein ursprüngliches Aussehen aus dem Gedächtnis und aus Beschreibungen zurückrufen müssen. «Der rechteckige Längsraum war durch Säulen in ungefähr drei gleich breite Schiffe geteilt. Die alte Tragkonstruktion des Kornhauses hatte man vermutlich beibehalten, aber duch geschickte Verkleidung im Stile des Spätempires der neuen Bestimmung angepaßt, mit Basis und Kapitell versehen. Unterzüge und Friese wiesen als Verzierung Rosetten in Stuck und gemalte Palmettenmotive auf. Die niedrige Orgelempore spannte sich hinter dem östlichsten Säulenpaar quer zwischen die Längswände ein...» Schade, daß der reizende Biedermeierraum der Vergangenheit angehört.

Ein anderer Kirchturm, der ebenfalls in der Biedermeierzeit errichtet wurde, steht an der gleichen Paßstraße. Auch die Leute von *Langenbruck* gaben sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Dachreiter auf dem 1591 erbauten Gotteshauses nicht mehr zufrieden. An die Mittagsseite des Langhauses, das sie um ein Stück weit gegen Osten erweiterten, stellten sie 1828/29 einen Turm, der, gleich wie in Waldenburg, einen Spitzhelm mit Uhrgiebelchen bekommen mußte. Die heutige Form stammt wohl erst von einer Erneuerung der Bedachung um 1890.

Auch im Innern muß die Kirche von Langenbruck um 1830 verändert worden sein. Der vor allem in der Ostschweiz aufgekommenen «protestantischen» Bauweise mit ihrem einfachen rechteckigen Predigtsaal im Sinne des Grafen Zinzendorf wollte man auch in Langenbruck gerecht werden; man verzichtete auf einen ausgeschiedenen Chorraum, setzte die Kanzel in die Mitte der einen Längswand und richtete nun das Gestühl auf diesen Mittelpunkt hin. In die beiden Enden des Schiffs wurden Emporen eingebaut. Altartisch und Kanzel zeigen mit wenigen Merkmalen ihr Entstehen in der späten Empirezeit an.

Das Beispiel der quergestellten Kircheneinteilung, die erstmals bei den durch den Aarauer Frieden von 1712 ermöglichten reformierten Kirchen von Baden und Zurzach in Erscheinung trat, wirkte im Baselbiet erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts nach, indem damals außer in Langenbruck

auch die Kirchen von *Eptingen, Diegten* und *Rothenfluh* in dieser Weise eingerichtet wurden.

Die ersten Eisenbahnen

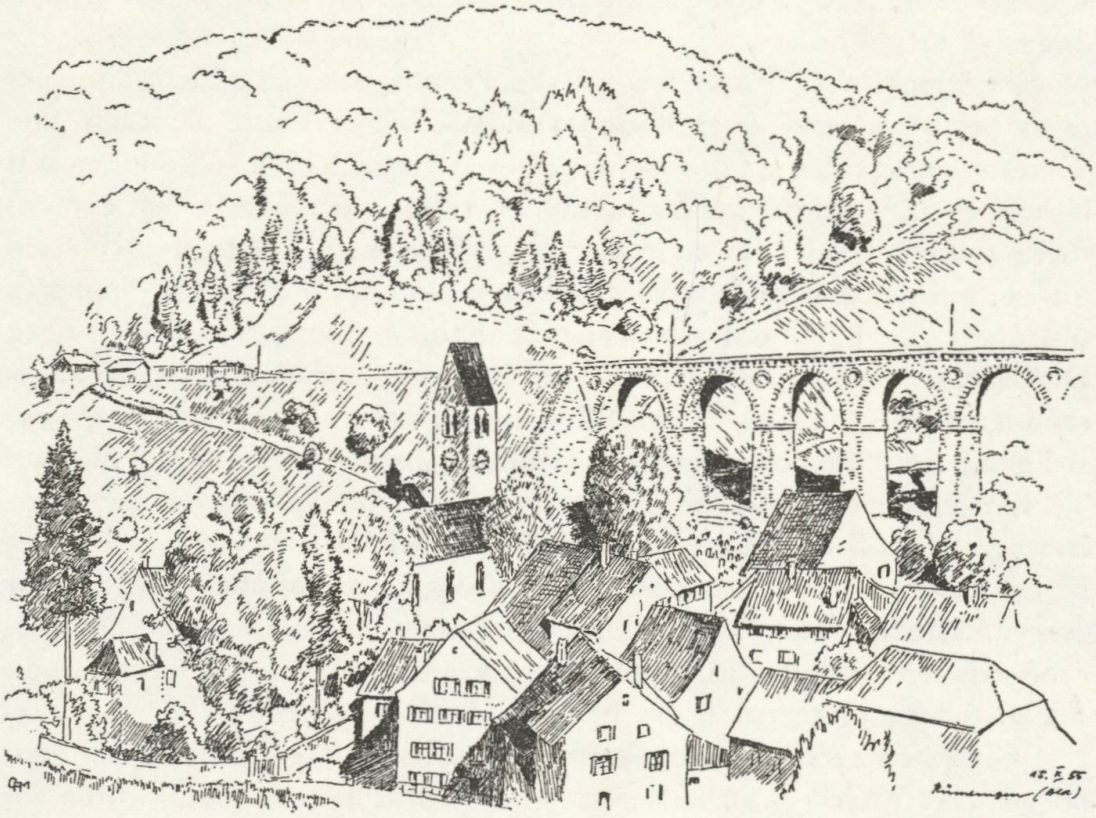
Nachdem am 15. Juni 1844 das Dampfroß in Basel seinen Einzug gehalten hatte, und zwar von der elsässischen Seite her, muß es den Zeitgenossen vorerst nicht klar geworden sein, welch gewaltige Veränderung dieses Ereignis im Leben des Volkes herbeiführen mußte. Mancherlei Schwierigkeiten und Einwände hemmten den Siegeslauf des neuen Transportmittels. Dem ersten Schienenstrang auf Schweizer Boden, der einer ausländischen Bahngesellschaft gehörte, folgte 1847 nur die eine schweizerische Bahnlinie Zürich-Baden. Alle übrigen Vorhaben bedurften längerer Vorbereitungszeiten.

Von weitsichtigen Männern war schon im Jahre 1845 die Strecke von Basel nach Olten als beste Zufahrtslinie zur Innerschweiz bezeichnet worden. Diese Ansicht fand stärkeren Anklang, seit der Basler Geologe Peter Merian ein Durchbohrung der Juraketten mittels eines Tunnels als durchführbare Lösung erklärt hatte. Aus dem «vorläufigen Verein für Herstellung einer Eisenbahn ins Innere der Schweiz» wurde nun rasch der «Basel-Olten-Eisenbahnverein», an dessen Aktienzeichnung sich die Öffentlichkeit vorerst bescheiden beteiligte. An der Generalversammlung dieser Aktiengesellschaft vom 22. Januar 1846 kam es zur Gründung der «Schweizerischen Centralbahn».

Überraschend stark interessierte sich der junge Kanton Basel-Land für das Unternehmen, weil ihm die Bedeutung einer solchen, das ganze Kantonsgebiet durchziehenden Stammlinie bewußt wurde. Jedoch erklärte der Landrat am 22. April 1846, die Annahme eines solchen Eisenbahnprojektes komme für ihn nur in Frage, wenn die Linie von Olten oder von Zürich her auf dem «Birsfeld», d.h. rechts der Birs auf Landschäftlerboden, enden würde. Schon hofften eifrige Politiker, mittels einer Brücke über den Rhein könne vom Birsfeld unter Umgehung der Stadt ein Anschluß an die bis Haltingen gediehene Badische Staatsbahn gewonnen werden. Solche Aussprüche bewogen den Basler Großen Rat, alle bisherigen Bedenken und Erwägungen fallen zu lassen, sich solidarisch hinter das Centralbahn-Unternehmen zu stellen und ihm raschestens die Konzession zu erteilen.

Daß Basel zum Ausgangspunkt der Bahn werden mußte, war den leitenden Männern klar. Nur wo der zukünftige Bahnhof errichtet werden sollte, blieb während Jahren in der Schwebe. Unterdessen war am 4. Februar 1853 von allen beteiligten Kantonen die definitive Gründung der Centralbahn-

Gesellschaft vollzogen und im Juli darauf mit dem Bau der Strecke von St. Jakob gegen Liestal begonnen worden. Die seit der Kantonstrennung von 1833 rasch wachsende Ortschaft Birsfelden mußte darauf verzichten, Kopfbahnhof der Schweizer Linien zu werden. Ein provisorischer Bahnhof an der Langen Gasse in Basel tat bis 1860 seinen Dienst.



Der Eisenbahnviadukt von Rümlingen

Im großen und ganzen wurde die Strecke nach Olten gemäß den Vorschlägen der englischen Experten Stephenson und Swinburne angelegt. Die Einzelheiten aber arbeitete der aus Württemberg berufene Ingenieur Karl von Etzel aus, der gewisse Erfahrungen aus seiner Heimat mitbrachte. Schon an der Grenze von Basel-Stadt und Basel-Land begannen die großen Kunstbauten mit dem Bau der Brücke über die Birs bei St. Jakob. Von da weg verlief die Bahnlinie weit außerhalb der Dörfer Muttenz und Pratteln und bog bei der Hülften ins Ergolztal hinein. Es ist nicht recht erklärbar, weshalb die Linie sich nicht näher dem Fluß nach bewegte, sondern sich auf hohe Dämme begab, um das Städtchen Liestal an dessen Südseite zu erreichen. Am 19. Dezember 1854 wurde der Eisenbahnbetrieb von Basel

bis Liestal eröffnet. Der große Einschnitt hinter Liestal und der Viadukt über das Frenketal verlangten große Arbeit; doch schon am 1. Juni 1855 konnten die Züge bis Sissach verkehren. Hier nun begann die schwere Probleme aufgebende Bergstrecke der Hauensteinlinie. Glücklicherweise war von 1847 an die Semmeringbahn bei Wien im Bau, wo genügend Erfahrungen gesammelt werden konnten, wie eine solche Steigung zu bewältigen war. Am 1. Mai 1857 pustete das Dampfroß bereits bis Läufelfingen.

Die Strecke von Sissach bis ins alte Paßdorf am Hauenstein erscheint noch heute als besonderes Kunstwerk. Wie sicher steigt die Linie von Thürnen an auf der rechten Seite des Homburgertales in die Höhe! Wir lächeln wohl, wenn wir bei der Station Sommerau kein Dorf sehen und uns daran erinnern, daß hier einst jede Dampflokomotive Wasser nachfassen mußte, um die weitere Rampe hinankeuchen zu können. Nach Sommerau überquert die Bahn das einmündende Krintal mittels eines wuchtigen Dammes, der vor hundert Jahren ohne Rücksicht auf die Landschaft angeschüttet wurde. Die Halden des Tales werden immer höher, die Anlage der Bahn kühner. Plötzlich gehen die Geleise auf einem hohen Viadukt über ein Tal hinweg, den Kirchturm des kleinen Dorfes Rümlingen weit unter sich lassend. Diese Brücke über das Häfelfinger Tal mit ihren hohen Pfeilern ist das eindrücklichste Bauwerk, das uns der frühe Bahnbau im Jura vor Augen führt. Wohl hat der Rümlinger Viadukt in unserer Zeit eine Erneuerung erfahren, ist aber in seiner Struktur gleichgeblieben. Bauweise und Pfeilerstellung erinnern an die Brücken der bereits erwähnten, von Karl von Ghega erbauten Semmeringbahn, die als erste Gebirgsbahn Europas, erbaut 1848 bis 1854, vielfach zum Vorbild wurde. Allerdings wurde am Viadukt von Rümlingen Jurakalkstein verwendet, während am Semmering selbst die höchsten Bogen mit Backstein gewölbt wurden.

Seit dem Herbst des Jahres 1853 wurde bei Tag und Nacht eifrig am Bau des 2495 m langen Tunnels unter dem Hauenstein gearbeitet. Das Wagnis einer solch schwierigen Aufgabe hatte eine englische Firma übernommen. Um nicht bloß von Läufelfingen und dem südlichen Portal aus ins Gestein eindringen zu können, hatten die Ingenieure drei Schächte von oben her in den Berg getrieben, in der Hoffnung, durch diese weitere Arbeitsstellen auf Tunnelhöhe zu gewinnen. Allein nur der Schacht beim Dorfe Hauenstein, im sogenannten «Gsal», gelangte bis zur Tunnelsohle hinab, wo die Arbeiten auf zwei Seiten in Angriff genommen wurden. Der zweite Schacht bei der «Muregg» mußte wegen großen Wasserdrangs aufgegeben werden; der dritte kam wegen allzuharten Gesteins zu langsam vorwärts. Der in seiner ganzen Tiefe erstellte Schacht leistete vorzügliche

13 Beim Einsiedler in der Eremitage zu Arlesheim

14 Altes Schulhaus in Gelterkinden

Dienste, nicht nur beim Stollenbau, sondern auch für die Zuführung der Bausteine zum Tunnelgewölbe und vor allem als Ableitung schlechter Luft, für die mittels einer auf der Höhe aufgestellten Dampfmaschine Frischluft nach der Tiefe getrieben wurde. So nützlich dieser Schacht nun war, so ward er dem Ganzen doch zum Verhängnis. Um eine bessere Luftzufuhr zu erreichen, hatten die Arbeiter im Tunnel einen Ofen unter den Schacht gestellt. Dadurch geriet am 28. Mai 1857 die ganze Verschalung des Schachtes in Brand und stürzte in den Tunnel. Die schwierigen Rettungs- und Bergungsarbeiten benötigten ein ganze Reihe von Tagen und forderten weitere Opfer. 63 Tote waren insgesamt zu beklagen – 21 Solothurner, 2 Baselbieter, 11 andere Schweizer, 21 Deutsche, 4 Engländer, 2 Italiener und 2 Franzosen. Das Unglück geschah, als der Tunnelbau schon recht weit vorangeschritten war und hatte begreiflicherweise eine Verzögerung der Fertigstellung zur Folge. Erst am 1. Mai 1858 konnte die Strecke Läufelfingen–Olten eröffnet werden.

Wenn heute die alte Hauensteinlinie durch den Bau des Basistunnels, der in den Jahren 1912 bis 1915 in einer Länge von 8134 m erstellt wurde, in den Hintergrund getreten ist, soll hier noch einmal die mutige Tat der Ingenieure vor über hundert Jahren, als noch keine großen Hilfsmittel zur Verfügung standen, in Erinnerung gerufen werden.

Nicht allen Menschen brachte dieser Bahnbau Freude. Für die Fuhrleute, die vom Wagenverkehr über den Unteren Hauenstein lebten, war die Durchtunnelung des Passes ein einschneidendes Ereignis. Buckten verlor seine Bedeutung als Vorspannort, seine Gasthöfe, die «Zur Sonne, «Zum Mond», «Zum Sternen» hießen, verödeten. Eine starke Verlagerung des Wirtschaftslebens machte sich geltend. Läufelfingen und alle anderen Dörfer, die zu Bahnhöfen kamen, gewannen, die anderen Orte verloren an Bedeutung und Bevölkerung.

Neues Wachstum

Schon ehe der Bau von Eisenbahnen einsetzte, hatte sich im Baselbiet eine Veränderung gewisser Orte abzuzeichnen begonnen. Von Liestal haben wir bereits gehört, daß außerhalb seiner Stadttore vorstadtähnliche Siedlungen und eine Reihe von stattlichen Häusern entstanden. Auch bei manchen andern Ortschaften, die an den Talstraßen lagen, kam es zu einer recht ansehnlichen Bautätigkeit.

An die bisherigen Ortschaften fügten sich den Hauptstraßenzügen entlang schlichte, aber den Zwecken der Landwirtschaft betreibenden Be-

völkerung vorzüglich entsprechende Bauernhäuser. Als Beispiel sei der östliche Teil der *Pratteler* Hauptstraße angeführt; dort waren im Bruderkrieg von 1833 die früheren Bauten niedergebrannt und daraufhin aufs beste ersetzt worden. Weiter lohnt es sich, die kleine «Vorstadt» südlich des alten Ortsteils von *Münchenstein* zu erwähnen, wo in geschickter Planung unterhalb der Hauptstraße die Lehengasse angelegt wurde, an der neue bäuerliche Anwesen entstanden. Durch die Posamenterei vermehrten sich auch die Kleinbauernhäuser. Deshalb treffen wir gerade im oberen Baselbiet manche Bauten an, die neben dem Wohnteil nur einen recht bescheidenen Scheunenbogen und kleine Stallungen aufweisen.

Die Zeit bis 1860 brachte in der Behaglichkeit des «Biedermeiers» eine erfreuliche Blüte und mit ihr ein organisches Wachstum, das die Gemeinden mit ihrem vorsichtig geführten finanziellen Haushalt gut verdauen konnten.

Es würde manche Seite füllen, würden wir die einzelnen Dörfer nach ihrem früheren Zustand und den Veränderungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts untersuchen. Es kann hier nur auf einige Neuansiedelungen hingewiesen werden, die mit den alten Ortschaften nur wenige oder keine Beziehungen haben.

Nachdem die Kantonstrennung von Stadt und Land ausgesprochen worden war, entstanden auf Boden von Landgemeinden, nahe der Stadtgrenze, kleine Häusergruppen, in denen wenig bemittelte Leute wohnten, die in der Stadt nach Arbeit und Verdienst suchten, in Basel selber aber keinen Wohnsitz erhielten oder gar von dort verwiesen worden waren. So gab es an der Straße, die von Allschwil in weiten Windungen durch die Ebene der Stadt zustrebte, nach und nach eine Reihe von Häuschen, die unter der Bezeichnung «Neu-Allschwil» zusammengefaßt wurden. Sie waren am häufigsten dort, wo die Basler Kantonsgrenze nahe war, in der Gegend des heutigen Lindenplatzes. Von einiger Bedeutung wurde diese Siedelung erst um 1880; denn 1889 entstand für die Reformierten der Umgegend hier das erste Kirchlein.

Auch die Gemeinde *Binningen* legte sich von 1830 an ein Quartier zu, in dem viele Ortsfremde eine unsichere Heimstätte fanden. Der Wechsel und die Armut waren hier oft groß. Diese äußerst bescheidenen Häuser mehrten sich zwischen der alten unteren Dorfstraße und dem «Holee», und der Name «Rattencasino» für eines der älteren Bauwerke sagt uns mehr als genug.

Weit interessanter ist die Entwicklung des Ortes *Birsfelden,* der am rechten Ufer der Birs an der alten Landstraße von Basel in die Schweiz entstand. Nahe der Brücke wurden einige Gasthöfe auf dem bisher freien Feld erbaut, rasch reihten sich weitere Häuser an, in bescheidener Bauweise.

Von Muttenz aus, auf dessen Boden die neue Ansiedelung entstand, wurde seit 1858 in Birsfelden Gottesdienst gehalten. Gotteshäuser ohne Anspruch auf künstlerischen Wert entstanden. Die Ortschaft wuchs schließlich so rasch, daß sie sich im Jahre 1874 von Muttenz löste und eine eigene Einwohnergemeinde bildet. Bei solcher stürmischen Entwicklung konnte sich keine charaktervolle Ortschaft bilden. Die ältesten Häuser mochten noch in der schlichten Art der «Biedermeierzeit» gehalten sein. Dann aber kam die Bauweise, die nicht mehr nach guter Handwerkerart von Vater auf Sohn vererbt und erarbeitet, sondern an Gewerbeschulen gelernt wurde, wo man sich die zweifelhaften Kenntnisse aller alten Stile aneignen konnte. Dies tat Birsfelden nicht gut, so wenig wie allen Ortschaften, in denen durch die Eisenbahn und die aufkommende Industrie das Wachstum allzurasch einsetzte.

Ein zweites Beispiel im Kanton Basel-Land, wie eine Ortschaft aus bisher freiem Boden emporwachsen konnte, ist die Siedelung *Schweizerhalle*. Es ist eine Ortschaft und doch keine; denn vergebens suchen wir in ihr nach einem politischen, religiösen oder architektonischen Mittelpunkt. Eine Gemeindegrenze, die von Muttenz und Pratteln, zieht einen Trennungsstrich durch das bauliche Gebilde, so daß sich hier niemals – wie dies bei Birsfelden geschehen – ein politische Selbständigkeit ausbilden könnte. Somit ist Schweizerhalle von allen Siedelungen und Ortschaften, die auf dem Boden des Baselbietes entstanden sind, völlig verschieden.

Bis in das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts lag an der Landstraße von Birsfelden nach Augst, nahe dem Rhein, das alte Rothausgut, das aus einem in der Reformationszeit aufgehobenen Klösterlein entstanden war. Im Jahre 1834 erhielt der aus Württemberg gekommene, auf Salzbergbau spezialisierte Hof- und Oberbergrat Christian Friedrich von Glenk (1779–1845) vom jungen Kanton Basel-Land die Konzession, beim «Roten Haus» und bei Oberdorf Bohrversuche auf Salz zu machen. Am ersteren Orte wurde der Versuch erfolgreich; 1836 hatte von Glenk in einer Tiefe von 130 m Salz erbohrt. Am 7. Juni 1837 fand die feierliche Eröffnung der Saline statt, die mit einem Schlage alle bisherigen Schwierigkeiten in der Salzversorgung der Schweiz behob. Bisher hatte man einzig bei Bex im Waadtland Salz gefunden, das nur einen kleinen Teil des Bedarfes decken konnte; weitaus das meiste hatte aus Schwaben, Tirol, Lothringen oder der Freigrafschaft bezogen werden müssen.

Das war ein Glücksfall für den jungen Kanton Basel-Land und brachte notwendige Einkünfte. Nicht vergeblich entzündete bei der Eröffnung der Saline der Landratspräsident eigenhändig den ersten Holzstoß unter der Siedepfanne. Am 1. August 1837 führten reichgeschmückte Wagen die

beiden ersten Fuder Salz, 90 Zentner, in das Staatsmagazin nach Liestal. Der Konzessionsvertrag sicherte Glenk das Eigentumsrecht zu; doch hatte er vom zehnten Jahr nach der Betriebseröffnung an den Zehnten des Ertrags an Salz, teils in Natura, teils in Geld, an den Kanton Basel-Land abzuliefern. 1909 ging die Saline Schweizerhalle in den Besitz sämtlicher Schweizer Kantone (außer Waadt) über, die dem Kanton Basel-Land die Hälfte des Umsatzes zusicherten.

Damit war die Gründung einer industriellen Ortschaft in die Wege geleitet, die nach Erbauung der Häfen am nahen Rhein nach 1930 eine ungeahnte Entwicklung nahm. Noch um 1920 lagen die Dörfer Pratteln und Muttenz wie seit tausend Jahren am Rand der Jurahöhen frei gegen die Rheinebene. Und heute? Wäre nicht ein Teil des Hardwaldes stehen geblieben, so gingen Industrie-Anlagen, Geleisefelder und Hafenbecken mit Kranen, Lagerhäusern und riesigen Reihen von Ölkesseln ineinander über. Wo zeigt sich hier noch ein Stücklein Natur? Wo fühlt sich der Mensch zu Hause?

So haben wir am Ende unseres Überblickes über die Baugeschichte des Baselbiets ein einmaliges Wachstum einer Siedelung, eine Ansammlung von menschlichen Werken zu verzeichnen, die uns nicht in allen Teilen erfreuen mag. Bislang war die ganze Heimat mit ihren Tälern und Höhen, Dörfern, Wiesen, Feldern und Wäldern nicht nur Arbeits-, sondern zugleich auch Erholungsgebiet. Immer mehr ist der Mensch gezwungen, Arbeits- und Erholungsort streng zu scheiden. In den lieblichen Tälern des Baselbiets und auf seinen luftigen Höhen kann er auch heute noch Ruhe und Erholung finden, und wenn er auf seinen Wanderungen die vielen schönen Bauten aus früheren Jahrhunderten beachtet, wird er sich mit den vergangenen Geschlechtern verbunden fühlen und in seiner Heimat verwurzelt bleiben.

Verzeichnis der Bildtafeln

Umschlag Hauptstraße in Sissach von Osten gegen Brücke und «Alte Wacht». Aquarell von Constantin Guise 1855. Privatbesitz Basel.

Bild 1 Kirche in Frenkendorf. Zustand um 1890. Photo im Staatsarchiv Basel.

Bild 2 Dachaufbau des ehemaligen Saalbaues hinter dem Gasthof zum Stab in Liestal zwischen Rathausstraße und Kanonengasse, abgebrochen 1963. Photo Polizei-Erkennungsdienst Basel-Land.

Bild 3 Spätgotisches Haus an der Hauptstraße in Bubendorf (16. Jahrhundert). Photo C. A. Müller 1959.

Bild 4 Deckenmalerei im Pfarrhaus von Diegten. Ausschnitt mit Medaillon. Nach 1704. Vor der Restaurierung. Photo Mikrofilmstelle Basel-Land.

Bild 5 Brücke über die Ergolz in Augst von Süden. Zeichnung von Emanuel Büchel 1754. Kupferstichkabinett Basel.

Bild 6 Brücke über den Hülftenbach bei Frenkendorf. Nach der Verbreiterung gezeichnet von Emanuel Büchel am 23. April 1752. Kupferstichkabinett Basel.

Bild 7 Domplatz in Arlesheim. Von Westen gesehen. Zustand um 1930. Photo Ochs-Walde.

Bild 8 Alte Schmiede an der Schönenbuchstraße in Allschwil. Photo Hans Steiner 1966.

Bild 9 Schloß Bottmingen von Nordwesten. Photo Rolf Jeck Basel.

Bild 10 Ebenrain bei Sissach. Vogelschaubild von Norden gesehen, Ende 18. Jahrhundert. Historisches Museum Basel.

Bild 11 Bauernhaus und Brunnen am Dorfplatz in Ormalingen. Photo J. Weiss, Basel 1942.

Bild 12 Pfarrhaus in Bretzwil. Spätbarockbau von J. J. Fechter 1763. Von Südwesten gesehen. Photo Hans Steiner 1966.

Bild 13 Beim Einsiedler in der Eremitage hinter Arlesheim. Lavierte Federzeichnung von Samuel Birmann, 1814. Kupferstichkabinett, Basel.

Bild 14 Altes Schulhaus in Gelterkinden, von Südosten. Erbaut 1834. Photo Ernst Buser, Lehrer, Gelterkinden.

Bild 15 Landkarte des Kantons Basel von 1829. Die im Bau befindlichen Hauenstein-Straßen sind neben den alten Wegen nachgetragen. Privatbesitz Basel.

Literatur

Über das Baselbiet und seine Vergangenheit sind seit dem 18. Jahrhundert manche Gesamtwerke und Einzelschilderungen im Druck erschienen. Bereits Christian Wurstisen und Matthäus Merian widmeten ihm in ihren Bänden von 1560 und 1642 einige wertvolle Abschnitte. Zahlreiche Heimatforscher und Geschichtsfreunde sind bis heute dabei, das Schrifttum über unser kleines, aber vielfältiges Ländchen zu vermehren. Es kann daher hier nur eine Auswahl der wichtigeren Bücher und Schriften, die der Verfasser der Neujahrsblätter von 1966 und 1967 benützt hat, angeführt werden. Als Hauptunterlage für seine Bau- und Siedlungsgeschichte dienten ihm die Beschreibungen der Ortsbilder und wertvollen Einzelbauten, die er anhand unzähliger Besichtigungen von 1951 bis 1960 im Auftrag der staatlichen Kommission für Natur- und Heimatschutz des Kantons Basel-Landschaft angefertigt und die ihm in allen Gemeinden von Schönenbuch bis Anwil unerwartet viele bauliche Schönheiten vor Augen geführt hat.

Allgemeines

Daniel Bruckner, Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. 22 Teile. Basel 1748–1763.

Markus Lutz, Neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, oder Fragmente zur Geschichte, Topographie, Statistik und Kultur dieses Schweizerischen Freystandes. 3 Bände. Basel 1805–1816.

Joh. Georg Lenggenhager, Die Schlösser und Burgen in Baselland. Liestal 1848.

Heinrich Boos, Urkundenbuch der Landschaft Basel. Urkunden aus den Jahren 708–1512. Basel 1881–1883.

Ludwig Freivogel, Die Landschaft Basel in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Diss. Basel 1893.

Walther Merz, Die Burgen des Sisgaus. 4 Bände. Aarau 1909–1914.

Karl Gauss, Reformierte Baselbieter Kirchen unter katholischem Patronate. Basler Jahrbuch 1913, S. 13–70.

W. Bolliger, Führer durch die Geschichts- und Kunstdenkmäler von Baselland. Basel 1923.

Karl Gauss, Basilea Reformata. Die Gemeinden der Kirchen Basel-Stadt und -Land und ihre Pfarrer seit der Reformation bis zur Gegenwart. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Basel 1930.

Das Bürgerhaus in der Schweiz. Herausgegeben vom Schweizerischen Ingenieur- und Architekten-Verein. XXIII. Band: Kanton Basel-Stadt III. Teil und Basel-Land. Zürich 1931.

Karl Gauss u.a., Geschichte der Landschaft Basel und des Kantons Basel-Landschaft. 2 Bände. Liestal 1932.

Carl Roth, Die Burgen und Schlösser der Kantone Basel-Stadt und Basel-Landschaft. 2 Teile. Basel 1932 und 1933.

Karl Gauss, Zur Baugeschichte der Kirchen und Gotteshäuser der alten Landschaft Basel. Baselbieter Heimblätter, Jahrgänge 1937–1942.

C. A. Müller, Schweizer Burgenführer. Band I: Nordwestschweiz. Zürich 1946.

Paul Suter, Die Gemeindewappen des Kantons Baselland. Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde von Baselland. Band I. Liestal 1952.

Johann Kandid Felber, Der Getreidespeicher im Baselbiet. Baselbieter Heimatbuch Band VII 1956, S. 96–116.

C. A. Müller, Die Burgen in der Umgebung von Basel und das Erdbeben von 1356. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Band 55. Basel 1956, S. 25–73.

Topographischer Atlas der Schweiz (Siegfriedatlas), 1:25 000. Aufnahmen aus den Jahren 1877–1883 mit Nachträgen bis ca. 1910. Blätter 1, 2, 7, 8, 28, 29, 30, 31, 32, 34, 97, 99, 146, 147, 148, 149, 150.

Landeskarte der Schweiz 1:25 000. Aufnahmen 1954–1955. Blätter 1047 (Basel), 1067 (Arlesheim), 1068 (Sissach), 1069 (Frick), 1087 (Paßwang), 1088 (Hauenstein), 1089 (Aarau).

Über Bauwerke in den einzelnen Ortschaften orientieren u.a. folgende Druckschriften:

Aesch
Josef Baumann, Die Blarer von Wartensee und das Blarerschloß zu Aesch. Baselbieter Heimatbuch Band VIII. Liestal 1959 S. 72–91.

Arisdorf
Karl Gauss, Arisdorf. Zur Baugeschichte der Kirchen und Gotteshäuser der alten Landschaft Basel. Baselbieter Heimatblätter. 2. Jg. 1937. S. 74–81.

Arlesheim
Isaac. A. Iselin, Notizen zum Schloß- und Hofgut Birseck. Privatdruck Basel 1955.
Pierre Pobé, Die Domkirche zu Arlesheim. Diss. Basel 1942.
Gottlieb Wyss, Geschichte der Burg Reichenstein. Privatdruck. Basel 1933.
Der Dom zu Arlesheim. Gedenkschrift zur Außenrenovation 1954/55.

Augst
Rudolf Laur-Belart, Über die Colonia Raurica und den Ursprung von Basel. Basel 2. Auflage 1959.
Rudolf Laur-Belart, Anton Senti, René Salathé, Walter Koch, Geschichte von Augst und Kaiseraugst. Quellen und Forschung Auflage 4, Liestal 1962.

Benken
Karl Gauss, Benken. Zur Baugeschichte der Kirchen und Gotteshäuser der alten Landschaft Basel. Baselbieter Heimatblätter 2. Jahrgang 1937. S. 81–87.

Bennwil
Karl Gauss, Bennwil. Zur Baugeschichte der Kirchen und Gotteshäuser der alten Landschaft Basel. Baselbieter Heimatblätter. 2. Jahrgang 1937. S. 89–97.

Binningen
Carl Roth, Kirche und Landgut zu St. Margarethen. Basler Jahrbuch 1920, S. 105–173.
Karl Gauss, Die Kirche zu St. Margarethen. Geschichte der Kirche und Kirchgemeinde Binningen-Bottmingen. Binningen 1930.
C. A. Müller, Binningen und St. Margarethen. In Reihe «Schweizerische Kunstführer». 1960.

Birsfelden
Karl Gutzwiller, Birsfeldens Entwicklungsgeschichte. Birsfelden 1930.
Treumund Kilchherr und Georg Sprecher, Birsfelden. Baselbieter Heimatbuch, Band IV. Liestal 1948. S. 111–131.

Bottmingen
E. Baldinger, Eine Gemeindetrennung. Die Bottminger Mühle. Liestal 1929.
C. A. Müller, Bilder aus der Geschichte von Schloß Bottmingen. Separatum aus Jahresbericht der Freiwilligen Basler Denkmalpflege 1945/46. Basel 1948, S. 16–37.

Bretzwil
Karl Gauss, Bretzwil. Zur Baugeschichte der Kirchen und Gotteshäuser der alten Landschaft Basel. Baselbieter Heimatblätter. 3. Jahrgang 1938. S. 165–170.

Bubendorf
Karl Gauss, Bubendorf. Zur Baugeschichte der Kirchen und Gotteshäuser der alten Landschaft Basel. Baselbieter Heimatblätter. 5. Jahrgang 1940. S. 301–309.
Ernst Gruber, Die Bilderdecke im Pfarrhaus zu Bubendorf. Baselbieter Heimatbuch. Band VII, Liestal 1956. S. 159–172.
Karl Heid, Die Burg Gutenfels. Baselbieter Heimatbuch Band IX. Liestal 1962. S. 121–134.

Buus
Karl Graf, Die Kirche von Buus. Separatdruck aus der «Basellandschaftlichen Zeitung», Liestal 1944.

Diegten/Eptingen
Peter Stöcklin, Aus der Geschichte der Kirche von Diegten und der Kirchgemeinde Diegten/Eptingen. Separatabdruck aus «Baselbieter Heimatblätter» 1960–1965. Liestal 1965.

Ettingen
Ernst Baumann, Aus der Vergangenheit des Dorfes und der Kirche Ettingen. In Kalender «D'r Schwarzbueb», 1939. S. 69 ff.

Frenkendorf
Ernst Stockmeyer, Die Schauenburg. Eine historische Skizze. Privatdruck. Basel 1946.
Karl Heid, Die Burg Alt-Schauenburg. Baselbieter Heimatbuch Band VII, 1956. S. 19–30.

Füllinsdorf
A. Iselin-Vischer, Die industrielle Entwicklung von Nieder-Schöntal in den letzten 250 Jahren. Basel 1920.

Gelterkinden
Karl Gauss, Reformierte Baselbieter Kirchen unter katholischem Patronate. Basler Jahrbuch 1913, S. 53 ff.
Heimatkunde von Gelterkinden. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft zur Herausgabe von Baselbieter Heimatkunden. Liestal 1966.
Gustav Grüninger-Passavant, Das Hofgut Siegmatt ob Gelterkinden. Privatdruck. Basel 1938.

Häfelfingen
Karl Gauss, Bad Ramsach. Separatabdruck aus dem Basler Jahrbuch 1934, S. 35–67.

Kilchberg
(Martin Birmann), Der Kirchenbau zu Kilchberg. Blätter zur Heimatkunde. Liestal 1872.
Karl Gauss, Reformierte Baselbieter Kirchen unter katholischem Patronate. Basler Jahrbuch 1913, S. 31 ff.

Langenbruck
Th. Burckhardt-Biedermann, Die Straße über den oberen Hauenstein. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Band 1, Basel 1902.
Rudolf Wackernagel, Geschichte des Schöntals. Basler Jahrbuch 1932, S. 1–48.
Paul Suter, Baslerische Landgüter. Vorderer Bilstein. Baselbieter Heimatblätter 1943. S. 193–200.
Paul und Peter Suter, Die Bachtelen, ein alter Alphof bei Langenbruck. Separatdruck aus «Regio Basiliensis» I, 1960, S. 171–182.
Helene Vischer-Ehinger, Der Sennhof Mittlerer Bilstein. Privatdruck Basel 1945.

Läufelfingen
Markus Lutz, Die neue Fahrstraße über den untern Hauenstein in den Kantonen Solothurn und Basel. Aarau 1830.
P. Bläsi, Beschreibung des Unglücks am Hauenstein-Tunnel im Mai und Juni 1857. Olten 1857.

Lausen
Gustav Müller, Die Fresken der St. Nikolauskirche zu Lausen. «Jurablätter» 1939, S. 212 ff.

Lauwil
Paul Suter, Zur Geschichte der Gotteshäuser des Baselbieter Hinterlandes. Baselbieter Heimatblätter 1957, S. 161–166.
Paul Suter, Baslerische Landgüter. Lauwilberg. Baselbieter Heimatblätter 1941, S. 77–79.

Liestal
Johann Jakob Brodbeck, Geschichte der Stadt Liestal. Liestal 1865.
Karl Weber, Liestal ein altes Schweizerstädtchen in Wort und Bild. Liestal 1914.
Otto Gass u.a., Liestal. Herausgegeben vom Verschönerungsverein. 1. Auflage 1951, 2. Auflage 1956.
Hansjörg Schmassmann, Die Baugeschichte der Stadtkirche von Liestal. Baselbieter Heimatbuch Band II, 1943. S. 62–108.
Max Tüller, Vom Kornhaus zum Zeughaus und Kantonsmuseum. Baselbieter Heimatblätter 1943, S. 212–217.
C. A. Müller, Liestal. Einiges über das Stadtbild und den Stadtgrundriß. «Jurablätter» 1955. Nr. 2.
Theodor Strübin, Aus der Geschichte der Kirche von Munzach bei Liestal. Baselbieter Heimatbuch Band VI, 1954. S. 250–288.

Maisprach
Karl Graf, Die Baugeschichte der Kirche von Maisprach. Baselbieter Heimatblätter 1953, S. 273–277, 286–295.

Münchenstein
Rudolf Riggenbach, Das Bruckgut in Münchenstein. Jahresbericht der Freiwilligen Basler Denkmalpflege 1947–1949. Basel 1950. S. 22–26.

Muttenz
Jakob Eglin, Die St. Arbogastkirche in Muttenz. Ein Geschichts- und Baudenkmal. Raurachische Heimatschriften Heft 2. Liestal 1929.
Jakob Eglin, Die Ausgrabungen im ehemaligen Kloster Engental bei Muttenz. Veröffentlichung der Kommission zur Erhaltung von Altertümern des Kantons Basel-Landschaft. Liestal 1938.
Jakob Eglin, Die Grenzsteinsammlung auf dem Kirchhof zu Muttenz. Baselbieter Heimatbuch Band IV, 1948. S. 168–187.
Jakob Eglin, Die drei Burgen auf dem Wartenberg bei Muttenz. Ihre Geschichte und Restaurierungen. Muttenz 1956.
Jakob Eglin, Die renovierte Beinhauskapelle in Muttenz. Baselbieter Heimatblätter 1957, S. 134–139.

Niederdorf
Peter Suter, Von einem spätmittelalterlichen Haus in Niederdorf. Baselbieter Heimatblätter 1959, S. 256–265.
C. A. Müller, Onoldswil und die Mühle von Niederdorf. Baselbieter Heimatblätter 1964, S. 237–242.

Oberwil
Josef Baumann, Aus der Geschichte der alten Kirche St. Peter und Paul zu Oberwil. Baselbieter Heimatbuch Band IX, 1962. S. 156–174.

Oltingen
Gustav Müller, Das «Große Haus» in Oltingen. Baselbieter Heimatblätter 1944. S. 249–259.

Ormalingen
Rudolf Riggenbach, Die Wandbilder der Kirchen von Ziefen und Ormalingen. Jahresbericht der Freiwilligen Basler Denkmalpflege 1934/1935. Basel 1936. S. 35/36 und S. 51.
Ernst Gruber, Die Malereien in der Kirche zur Ormalingen. Baselbieter Heimatbuch Band IX, 1962. S. 139–151.

Pfeffingen
Rudolf Degen, Die Baugeschichte der St. Martinskirche zu Pfeffingen. Baselbieter Heimatbuch Band VII, 1956.
René Gilliéron, Heimatkunde von Pfeffingen, Liestal 1966.

Pratteln
Ernst Zeugin, Die Flurnamen von Pratteln nebst einem Verzeichnis der Geschlechter in Pratteln von 1277–1648. Pratteln 1936.
Hans Stohler, Die Wappen am Torturm des Schlosses von Pratteln. Baselbieter Heimatblätter 1953, S. 181–186.
Ernst Gruber, Die Malereien in der Kirche zu Pratteln. Baselbieter Heimatbuch Band VI, 1954. S. 219–233.

Ramlinsburg
Karl Heid, Die Spitzburg bei Ramlinsburg. Baselbieter Heimatbuch Band II, 1943. S. 19–30.

Reigoldswil
Paul Suter, Gorisen, ein Basler Herrschaftsgut bei Reigoldswil. Baselbieter Heimatblätter 1948, S. 193–210.

Rümlingen
Egon Gersbach, Zur Baugeschichte der Kirche von Rümlingen. Baselbieter Heimatblätter 1953, S. 193–204.

Sissach
Walter Schaub, Die Flurnamen von Sissach. Separatabdruck aus «Baselbieter Heimatblätter» 1943, 1944, 1945 und 1946. Liestal 1946.
Jakob Horand, Die Ausgrabung der mittelalterlichen Burgruine Bischofstein bei Sissach. Baselbieter Heimatbuch Band I, Liestal 1942, S. 34–108.
Rudolf Riggenbach, Der Ebenrain bei Sissach. Jahresbericht der Freiwilligen Basler Denkmalpflege 1945/46. Basel 1948. S. 38–54.
Otto Gass, Der Ebenrain und seine Bewohner. Baselbieter Heimatbuch Band IX, 1962. S. 85–98.
Ernst Murbach, Schloß Ebenrain. Schweizerische Kunstführer, 1965.

Therwil
Anton Gschwind, Baugeschichte der Kirche St. Stephan in Therwil, u.A. in Gedenkschrift zur Restaurierung der St. Stephanskirche Therwil, 1962-1963.

Titterten
Heinrich Weber, Aus Tittertens Vergangenheit. Baselbieter Heimatblätter 1946. S. 40–47.

Waldenburg
Heinrich Weber, Geschichte von Waldenburg. Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland, Band III. Liestal 1957.

Wintersingen
Karl Gauss, Baselbieter Kirchen unter katholischem Patronate. Basler Jahrbuch 1913, S. 59 ff.

Ziefen
Rudolf Riggenbach, Die Wandbilder der Kirchen von Ziefen und Ormalingen. Jahresbericht der Freiwilligen Basler Denkmalpflege 1936, S. 15 ff.

Zunzgen
René Wyss, Der Büchel in Zunzgen. Baselbieter Heimatbuch Band IX, 1962. S. 36–84.

Orts-Register

für die beiden Neujahrsblätter 1966 und 1967 (1966 = I, 1967 = II)

Aesch I 49 II 47
Allschwil I 11 15 47 76 II 17 46
Tafel 8 (vor S. 65) 114
Angenstein bei Aesch (Gem. Duggingen, Kt. Bern) I 45 50
Anwil I 11 65 92 II 36 101 104
Arboldswil I 11 55
Arialbinnum I 9
Arisdorf I 51 II 42 101
Arlesheim I 24 50 II 48 88
Kirche St. Ottilia I 22 76
Schloß Birseck I 44 50 74 II 48 89
Bauten des Domkapitels II 55 ff,
Tafel 7 (n. S. 64)
Andlauerhof und Eremitage II 89
Tafel 13 (nach S. 112)
Augst Colonia Raurica
(Augusta Raurica)
I 10 11 13 51
Dorf I 51
Ergolzbrücke Tafel 5 vor S. 49 65

Bärenhöhle bei Tecknau I 9
Bärenwil bei Langenbruck II 16
Bättwil (Kt. Solothurn) I 49
Basel Münster und Kirchen I 15 17 23 26 27 98
Beinwil Abtei (Kt. Solothurn) I 23 27 28
Benken I 49 II 45 100
Schloß I 49 75
Bennwil I 58 II 16 99 101
Kirche I 15 30 84 II 16 26
Beuggen bei Rheinfelden (Baden) I 95 96 97 98
Biel im Leimental I 16 49 II 45
Binningen I 11 47 48 II 114
Schloß I 75 II 61
St. Margarethen Kirche und Landgut I 76 II 60 92
Pfarrhaus II 61
Holee II 43 114
Birseck Schloß (Gem. Arlesheim) I 44 50 74 II 48 89
Birsfelden II 50 97 110 114
Bischofstein Burg I 42 43 60 70
Blochmont Burg im Sundgau (Elsaß) I 42
Böckten II 38 101
Bottmingen I 48 II 17 102
Schloß I 75 II 62 Tafel 9 (nach S. 80)
Bretzwil I 54 83 II 79 Tafel 12 (vor S. 97) 80
Bubendorf I 53 II 16 22 Tafel 3 (nach S. 32) 103
Kirche und Pfarrhaus I 21 81 II 80 82 (Bild)
Dinghof I 81 II 22
Bad I 11
Murenberg I 10
Gmeinmatt II 99
Buckten I 63 91 II 101 105 (Bild) 113
Buus I 10 67 97 II 15
Kirche und Pfarrhaus I 16 67 95 97 II 38
Buuser Egg I 34 67

Delsberg (Berner Jura) I 27 42 II 55
Diegten I 59 II 31 98 103
Kirche I 19 59 87 II 110
Pfarrhaus II 31 Tafel 4 (vor S. 33) 55
Burg Eschenz I 86
Dielenberg (Gem. Nieder- und Oberdorf) I 56
Diepflingen I 61 87 II 32
Dorneck Burg (Kt. Solothurn) I 74

Ebenrain siehe Sissach
Engental siehe Muttenz
Eptingen I 58 II 98
Burgen I 34 42 58 70
Kirche I 19 88 II 110
Belchen I 29 58
Oberbelchen II 32
Kallhöhe I 12 28 34 42 58 59
Erlimoos bei Froburg (Kt. Solothurn) I 39
Ettingen I 49 II 47
Kirche I 76

Farnsburg I 44 67 73 94 95 96 99
Frenkendorf I 52 II Tafel 1 (nach S. 16)
Frick, Burg (Kt. Aargau) I 26
Fridau, Städtchen (Kt. Solothurn) I 36
Froburg, Burg und Grafen I 21 25 27 29 34 36 37 38 39 44 39 44 64
Füllinsdorf I 52 II 101
Furlen Weiler (Gem. Lausen) I 61

Gelterkinden I 34 35 66 95 II 37 76 102 102
Kirche I 93 95
Siegmatt II 77 98
Schöffleten I 62
Div. Höfe II 98 99
Giebenach I 51 II 87 101
Gilgenberg Burg (Kt. Solothurn) I 83
Glögglifelsen bei Nenzlingen (Kt. Bern) I 50

Gundeldingen Schlösser bei Basel II 43
Gutenfels Burg (Gem. Bubendorf) I 42 60

Häfelfingen I 62 91 II 101
Hauenstein Paß I 11
Unterer I 12 38 42 104 105 (Bild) 111
Oberer I 12 28 29 57 84 105
Dorf (Kt. Solothurn) I 39
Heidegg Burg (bei Kienberg, Kt. Solothurn) I 94
Heidenloch bei Liestal I 11
Hemmiken I 67 II 76 98 100
Hersberg I 69 II 42
Hölstein I 11 56 84 II 24 25 (Bild) 98
Kirche II 26 mit Bild
Holee bei Binningen II 43 114
Homburg Burg, Grafen, Herrschaft I 25 39 44 70 72 73 89 90
Hülften Brücke und Schanze (Gem. Füllinsdorf) I 12 Tafel 6 (vor S. 49) 65

Ifental Hof Aengistein (Kt. Solothurn) I 59
Itingen I 60 II 14 29 75
Itkon (Ittikon) Wüstung bei Sissach I 60

Känerkinden I 63 91 II 33
Kaiser-Augst (Kt. Aargau) I 11 13 15 51
Kallhöhe siehe Eptingen
Kessiloch bei Grellingen (Kt. Bern) I 50
Kienberg (Kt. Solothurn) I 94
Kilchberg I 15 64 92 II 34 55
Klus Städtchen (Kt. Solothurn) I 36
Krattenegli Paß (Kt. Solothurn) I 28
Krintal bei Rünenberg I 62

Lampenberg I 55 84
Landskron Burg (Gem. Leimen Elsaß) I 49
Langenbruck II 16 23 98 103
Kirche II 25 109
Lange Brücke I 57
Kapelle St. Johann I 57 84 II 25
Schöntal siehe Schöntal
Spittel I 17 31
Krähegg I 29 57
Bilstein I 29 58
Helfenberg I 29
Dürstel I 58
Kilchzimmer I 58
siehe auch Hauenstein, Oberer
Läufelfingen I 63 II 15 101
Kirche und Pfarrhaus I 63 Tafel 11 (vor S. 85) 88 89 (Bild) 90 II 33
Burg (Neu-)Homburg I 38 39 63 89
Lausen I 61 II 27
Kirche I 19 20 46 80
Furlen Weiler I 61
Wolfsbrunnen II 98
Lauwil I 54 II 98
Kirche St. Romai I 19 21 54 83
Leimen (Elsaß) I 49 siehe auch Weißkilch und Landskron
Liebenzweiler (Elsaß) I 49
Liedertswil I 55 69 II 102
Liestal I 12 39 70 II 10 67 93 97
Stadtanlage u. -befestigung I 36 39 53 Tafeln 8 u. 9 (nach S. 64) 71 72
Kirche I 18 71 80
Freihof (Regierungsgebäude) I 41 42 70 II 93
Rathaus II 19
Bürgerhäuser II 18 Tafel 2 (vor S. 17) 67
Spital II 72 96
Altmarkt I 39
Steinernes Brücklein I 12 53
Heidenloch I 11 53
Munzach siehe Munzach
Kessel Wasserfall II 67
Gräubern Hof II 73
Neuhof II 99
Rösern siehe Rösern
Bad Schauenburg II 98
Limperg (Gem. Sissach) I 60
Löwenburg (Gem. Pleigne, Kt. Bern) II 106
Lupsingen I 53 II 100

Madeln Burg bei Pratteln I 42 43 70
Magden (Kt. Aargau) I 68
Maisprach I 67 97 99 II 39 100
Mariastein (Kt. Solothurn) I 28
Mettenberg (Gem. Rümlingen) I 62
Münchenstein I 44 45 50 74 Tafel 10 (nach S. 84) II 102 114
Kirche I 76
Gstad Schlößchen II 43
Bruckgut II 44
Neue Welt II 45 90 97
Gruth, Unteres und Oberes II 45 97
Asp II 45 97
Münchsberg Burg (Gem. Pfeffingen) I 44
Munzach bei Liestal I 10 15 18 39 46 52 53
Murbach Abtei (Elsaß) I 15 16 21 25 28 36 56
Murenberg bei Bubendorf I 10
Muttenz I 50 74 II 11 14 49 63 103
Kirche I 21 Tafeln 1 u. 2 (nach S. 16) 75 77
Wartenberg Burgen I 26 33 38 44 75
Feldreben I 11
Rotes Haus Kloster I 80 98 II 11 51 97

Engental Kloster I 80 98 II 11
Schänzli II 66

Neu-Allschwil II 114
Niederdorf I 21 56 57
Kapelle St. Niklaus I 84
Nieder-Schöntal (Gem. Füllinsdorf) II 67
Nußhof I 69 II 42 100

Oberdorf I 11 15 21 56 57 II 24 102
Oberkirch bei Nunningen (Kt. Solothurn) I 83
Oberwil I 48 II 46 101 102
Kirche I 15 22 48 76
Weierhof II 88
Oedenburg (Gem. Wenslingen) I 24 34 44 65
Olsberg Frauenkloster (Kt. Aargau) I 51 69 98
Olten Stadt (Kt. Solothurn) I 36
Oltingen I 92 93 (Bild) Tafel 12 (nach S. 100)
Häuser II 35 36 S'Groß Hus I 94
Rumpel Hof II 98
Gallisloch Quelle I 64
Schafmatt siehe Schafmatt
Onoldswil siehe Oberdorf, Niederdorf, St. Peter
Orismühle (Gem. Seltisber) II 22
Ormalingen I 66 94 II 37 77
Tafel 11 (nach S. 96) 102
Kirche I 46 66 94 95
Pfeffingen I 49 II 97
Burg I 28 33 44 73 II 47
Kirche I 15 22 49 II 48
Platte-Paß siehe Platte-Paß
Pfirt (Elsaß) I 27 44 45

Platte Paß bei Pfeffingen I 9 12 28 50
Pratteln I 51 II 52 63 103 114
Kirche I 21 78 79 (Bild)
Schloß I Tafel 5 (nach S. 48) 70 75 78 II 52
Madeln Burg I 42 43 70
Neu-Schauenburg I 79 80 II 53 98
Hohrain II 63 97
Maienfels II 74 97
Hagenbächli II 64
Tal II 98
Schönenberg II 64 98
Pruntrut (Berner Jura) I 42 II 55

Rämelpaß am Blauen (Berner Jura) I 12
Ramlinsburg I 61
Rehag zwischen Waldenburg und Belchen I 29
Reichenstein Burg (Gem. Arlesheim) I 44 74
Reigoldswil I 54 II 23
Kirche, Pfarrei Pfarrhaus I 83 II 11 78
Kirchlein St. Hilarius I 21 54 83
Reinach I 49 II 47 97 101 102
Rheinfelden (Kt. Aargau) I 25 31 32 34 98
Rickenbach I 67 II 100
Rösern (Gem. Liestal) II 98
Rotberg Burg (Gem. Metzerlen Kt. Solothurn) I 49
Röteln Burg im Wiesental (Baden) I 27
Rotes Haus Kloster siehe Muttenz
Rothenfluh I 66 94 II 10 16 36
Kirche u. Pfarrhaus II 37 110
Rothenfluh, Nieder- I 94
Rothenfluh Säge I 66 II 98
Rümlingen I 62 91 II 32 33 111 (Bild)
Rünenberg I 11 62 64 II 34 102

Säckingen Kloster (Baden) I 14 25
Saint-Imier (Berner Jura) I 17
Saint-Ursanne (Berner Jura) I 15
Sankt Peter Kirche im Waldenburgertal (Gem. Oberdorf) I 15 20 29 56 84 II 12 24 28 (Bild) 28
Saugern (Soyhières, Berner Jura) I 27 28
Schafmatt bei Oltingen I 12 34 64 68 93 94 II 98
Schalberg Burg (Gem. Peffingen) I 44
Schauenburg siehe Liestal und Pratteln
Scheideck Burg bei Tecknau I 34
Schöffleten (Gem. Gelterkinden) I 62 64
Schönenbuch I 69
Schöntal bei Langenbruck I 17 23 29 30 Tafeln 3 und 4 (nach S. 32) 55 57 58 96 98 II 9 12 25
Schweizerhalle (Gem. Muttenz und Pratteln) II 115
Seltisberg I 53 II 22
Sissach I 34 39 60 II 29 73 103
Kirche I 19 85
Burgenrain I 23 34 60
Ebenrain II Tafel 10 (vor S. 81) 83
Letten Hof II 98
Sissacher Fluh I 10 23 34 60
Sommerau (Gem. Gelterkinden) I 62 64
Spitzburg bei Ramlinsburg I 61
Sulzburg (Baden) I 17

Tecknau I 65 98
Bärenhöhle I 9 65
Tenniken I 59 85 87 (Bild) II 30 (Bild)
Therwil I 48 Tafel 7 (vor S. 49) II 46 102

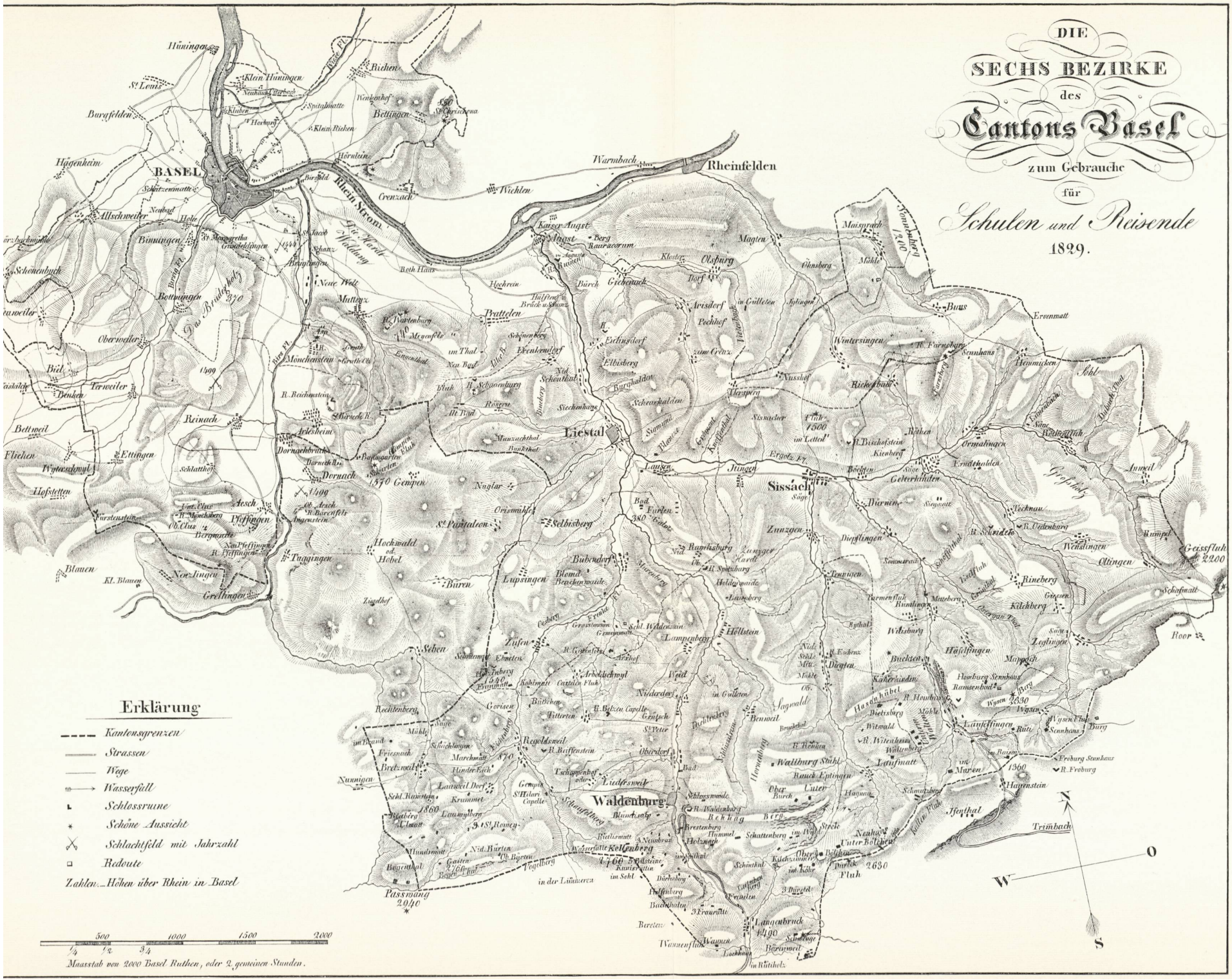
Kirche I 76 II 47 59
Weiherschloß I 75
Thürnen I 10 61 87 II 32
Tierstein, Alt- (Kt. Aargau) I 26 27 73
Tierstein, Neu- (Kt. Solothurn) I 28
Titterten I 10 55 II 17 19 (Bild)
Kirche St. Martin I 15 30 55 84
II 12 18 24

Waldenburg Stadt I 36 37 Tafel 6
(vor S. 49) 57 II 23
Kapelle St. Georg I 84
Kirche II 106 108 (Bild)
Burg u. Herrschaft I 44 70 72
Schanz I 36 37
Gerstelfluh I 36 37
Richtifluh I 36 37 38
Wartenberg Burgen (Gem. Muttenz)
I 26 33 38 44 75
Wasserfalle bei Reigoldswil I 12 28
Wegenstetter Tal (Kt. Aargau) I 97
Weißkilch bei Leimen (Elsaß)
I 15 22 46 49 76
Wenslingen I 11 65 92 II 35 101 104
Oedenburg I 24 34 44
Wiedlisbach Städtchen (Kt. Bern)
I 36 37
Wildenstein Burg (Gem. Bubendorf)
I 42 43 44
Wintersingen I 68 98 II 40 41
(Bild) 55 102
Wischberg bei Rothenfluh I 66
Wisen (Kt. Solothurn) I 39 89
Wisenberg I 64
Witterswil (Kt. Solothurn) I 49
Wittinsburg I 17 62 91
Wittnauer Horn (Kt. Aargau) I 24 25
Wittnau Burg Alt-Homberg
(Kt. Aargau) I 25
Zeglingen I 34 39 64 II 34 100
Ziefen I 54 II 23 80 103
Burg I 42 54 81
Kirche I 81
Zofingen Stadt (Kt. Aargau) I 36
Zunzgen I 59 87 II 16 (Bild) 16 30
Büchel I 34 85

Verzeichnis der noch lieferbaren Neujahrsblätter der GGG Basel

65. 1887 Burckhardt-Biedermann, Th.: Helvetien unter den Römern
66. 1888 Birmann, M.: Die Einrichtungen deutscher Stämme auf dem Boden Helvetiens
67. 1889 Trog, Hans: Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundischen Reichs
68. 1890 Burckhardt, Albert: Die Schweiz unter den salischen Kaisern
69. 1891 Bernoulli, August: Die Entstehung des ewigen Bundes der Eidgenossen
70. 1892 Thommen, Rudolf: Geschichte der Eidgenossenschaft bis zum Eintritt Luzerns in den Bund. 1291–1332
71. 1893 Wackernagel, Rudolf: Die Stadt Basel im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert
73. 1895 Faeh, Franz: Johann Rudolf Wettstein. Ein Zeit- und Lebensbild (Säkularerinnerung). Zweiter Teil
74. 1896 Socin, Adolf: Basler Mundart und Basler Dichter
75. 1897 Huber, August: Die Refugianten in Basel
76. 1898 Bernoulli, August: Basels Anteil am Burgunderkriege. Erster Teil
77. 1899 – Dasselbe. Zweiter Teil
78. 1900 – Dasselbe. Dritter Teil
80. 1902 Holzach, Ferdinand: Die Basler in den Hugenottenkriegen
81. 1903 Buser, Hans: Basel während der ersten Jahre der Mediation. 1803–1806
83. 1905 Vischer, Wilhelm: Basel in der Zeit der Restauration. 1814–1830 I. Die Jahre 1814 und 1815
84. 1906 – Dasselbe. II. Die Zeit von 1815–1830
86. 1908 Bernoulli, August: Basel in den Dreißigerwirren. Zweiter Teil
87. 1909 – Dasselbe. Dritter Teil
88. 1910 – Dasselbe. Vierter Teil
90. 1912 Burckhardt, Paul: Die Geschichte der Stadt Basel von der Trennung des Kantons bis zur neuen Bundesverfassung. 1833–1848
94. 1916 Schaub, Emil: Aus dem Leben des Basler Kaufmanns im 18. Jahrhundert
97. 1919 Burckhardt, August: Bürgerschaft und Regiment im alten Basel
100. 1922 Heusler, Andreas: Basels Gerichtswesen im Mittelalter
101. 1923 Schwarz, Ferdinand: Isaac Iselins Jugend- und Bildungsjahre
103. 1925 Siegfried, Paul: Basel und die neue Eidgenossenschaft. Der Anschluß Basels an die Eisenbahnen. Basels Gesundungswerk
105. 1927 Jenny, Ernst: Basler Dichtung und Basler Art im 19. Jahrhundert
107. 1929 Schaub, Emil: Bilder aus der Sittengeschichte Basels im 18. Jahrhundert
108. 1930 Barth, Wilhelm: Basler Maler der Spätromantik. Böcklins Zeitgenossen und Nachfolger
110. 1932 Steiner, Gustav: Die Befreiung der Landschaft Basel in der Revolution von 1798
111. 1933 Heusler, Andreas: Gestalten aus der mittelalterlichen Reichs- und Schweizergeschichte
113. 1935 Schweizer, J.: Aus der Geschichte der Basler Kartaus

114. 1936 Roth, Paul: Die Reformation in Basel. 1. Teil: Die Vorbereitungsjahre 1525–1528
115. 1937 Rüegg, August: Desiderius Erasmus von Rotterdam
116. 1938 Gessler, E. A.: Basler Wehr- und Waffenwesen im 16. Jahrhundert
118. 1940 Kaufmann, Rudolf: Die künstlerische Kultur von Basel von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters
119. 1941 – Die künstlerische Kultur von Basel. Die Blütezeit
121. 1943 Roth, Paul: Die Durchführung der Reformation in Basel, 1529–1530
124. 1946 Burckhardt, Paul: Basel in den ersten Jahren nach der Reformation
125. 1947 Weber, Guido: Siegel im mittelalterlichen Basel
128. 1950 Moor, Max: Das Waldkleid des Jura
129. 1951 Burckhardt-Werthemann, Daniel: Matthäus Merian 1593–1650
130. 1952 Grieder, Fritz: Die Beziehungen zwischen den beiden Halbkantonen Basel seit deren Trennung
131. 1953 Geigy, Rudolf; Hediger, Heini; Arioli, Richard: Der Basler Zoologische Garten
132. 1954 Massini, Rudolf: Sir Luke Schaub
134. 1956 Müller, C. A.: Die Stadtbefestigung von Basel. II
135. 1957 Grieder, Fritz: Basel im zweiten Weltkrieg
136. 1958 Wild, Paul: Basel zu Beginn des ersten Weltkrieges 1914 und 1915
137. 1959 Lanz, Hans: Basler Wohnkunst und Lebensart im 18. Jahrhundert
138. 1960 Im Hof, Ulrich: Isaak Iselin 1728–1782
139. 1961 Schanzlin, Hans-Peter: Basels private Musikpflege im 19. Jahrhundert
140. 1962 Meyer, Werner.: Der mittelalterliche Adel und seine Burgen im ehemaligen Fürstbistum Basel
141. 1963 Vögelin, Adolf: Basler Armeeführer vom Sonderbundskrieg bis zum 2. Weltkrieg
142. 1964 Stohler, Hans: Die Basler Grenze
143. 1965 Meier, Eugen A.: Basler Erzgräber, Bergwerksbesitzer und Eisenhändler
144. 1966 Müller, C. A.: Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte von den Anfängen bis zur Reformation
145. 1967 – Baselbieter Bau- und Siedlungsgeschichte von der Reformation bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts


DIE
SECHS BEZIRKE
des
Cantons Basel
zum Gebrauche
für
Schulen und Reisende
1829.
Erklärung
Kantonsgrenzen
Strassen
Wege
Wasserfall
Schlossruine
Schöne Aussicht
Schlachtfeld mit Jahrzahl
Redoute
Zahlen = Höhen über Rhein in Basel
500 1000 1500 2000
1/4 1/2 3/4
Maasstab von 2000 Basel Ruthen, oder 2 gemeinen Stunden.
N
O
S
W
BASEL
Rhein Strom
Rheinfelden
Liestal
Sissach
Waldenburg
Kelterborn
Langenbruck
Passwang
2040
Hüningen
St. Louis
Burgfelden
Hägenheim
Allschweiler
Binningen
Bottmingen
Oberwiler
Therwiler
Reinach
Arlesheim
Dornach
Gempen
Aesch
Pfeffingen
Birsfeld
Muttenz
Pratteln
Augst
Kaiser Augst
Olsberg
Magden
Maisprach
Buus
Eptingen
Tecknau
Ormalingen
Läufelfingen
Wenslingen
Ollingen
Rickenbach
Wintersingen
Hemmiken
Eptingen
Zunzgen
Tenniken
Diegten
Sissach
Lausen
Liestal
Seltisberg
Bubendorf
Lupsingen
Büren
Hochwald
Tecknau
Rickenbach
Gelterkinden
Läufelfingen
Rothenfluh
Trimbach
Roor
Geissfluh
2200
Hauenstein
Wisen
Wisen Flüh
Frohburg
Frohburg Stauhaus
Ifenthal
Langenbruch
Wannenflüh
Wannen
Bärenwiler
Kilchberg
Rieneberg
Wisbury
Hölstein
Lampenberg
Zeglingen
Häfelfingen
Mapprach
Hemmiken
Schönenbuch
Biel
Benken
Fliehen
Bettwiler
Ettingen
Hofstetten
Fürstenstein
Blauen
Kl. Blauen
Neu Jingen
Grellingen
Tagingen
Hochwald
Hobel
Seben
Zuzen
Nuningen
Rechtenberg
Breitmatt
Lauwil
Krummet
Lauwilerhof
Mundsmatt
Bagenthal
Passwang
Kelterborn
Tegerfelden
Wittenwil
Bennwil
Sagenwald
Niederdorf
Oberdorf
Liedertswil
Reigoldswil
Tschamperhof
Gempen
Bärschwil
Bärschwil
Grellingen
Ziegelhof
Dornachbrücke
Mönchenstein
Birsfeld
Kleinhüningen
Rieheim
Bettingen
Wenkenhof
St. Christoph
Hörnlein
Wiehlen
Grenzach
Warmbach
Kaiser Augst
Augst
Berg Rauracorum
Kloster
Olsberg
Dorf
Gichtenuck
Bürch
Hochrein
Beth Haus
Neue Welt
Muttenz
Pratteln
Schönenberg
Ergolz Fl.
Frenkendorf
Nid Schönthal
Siechenhaus
Sissacher Fluh
Tecknau
Ormalingen
Kienberg
Bischofstein
Erndtebalden
Gelterkinden
Diegten
Tenniken
Zunzgen
Dieffingen
Sommerau
Rickenbach
Wintersingen
Hemmiken
Eptingen
Läufelfingen
Wenslingen
Ollingen
Rieneberg
Kilchberg
Wisbury
Hölstein
Lampenberg
Zeglingen
Häfelfingen
Mapprach
Buckten
Kaiserstuhl
Hauenstein
Ifenthal
Trimbach
Langenbruch
Wannenflüh
Wannen
Bärenwiler
Passwang
2040
Kelterborn
Tegerfelden
Wittenwil
Bennwil
Sagenwald
Niederdorf
Oberdorf
Liedertswil
Reigoldswil
Waldenburg
Bubendorf
Lupsingen
Büren
Hochwald
Seltisberg
Zuzen
Seben
Nuningen
Rechtenberg
Breitmatt
Lauwil
Krummet
Lauwilerhof
Mundsmatt
Bagenthal
Passwang
Kelterborn
Tegerfelden
Wittenwil
Bennwil
Sagenwald
Niederdorf
Oberdorf
Liedertswil
Reigoldswil
Waldenburg
Langenbruch
Wannenflüh
Wannen
Bärenwiler
Passwang
2040